3 1761 07142364 4

OZEF ISRAËLS

BERLIN 1

SPANIEN

AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE

SPANIEN

EINE REISE-ERZÄHLUNG

VON

JOZEF ISRAËLS

MIT NACHBILDUNGEN VON HANDZEICHNUNGEN DES VERFASSERS

BERLIN
BRUNO UND PAUL CASSIRER
1900

DP
41
I87

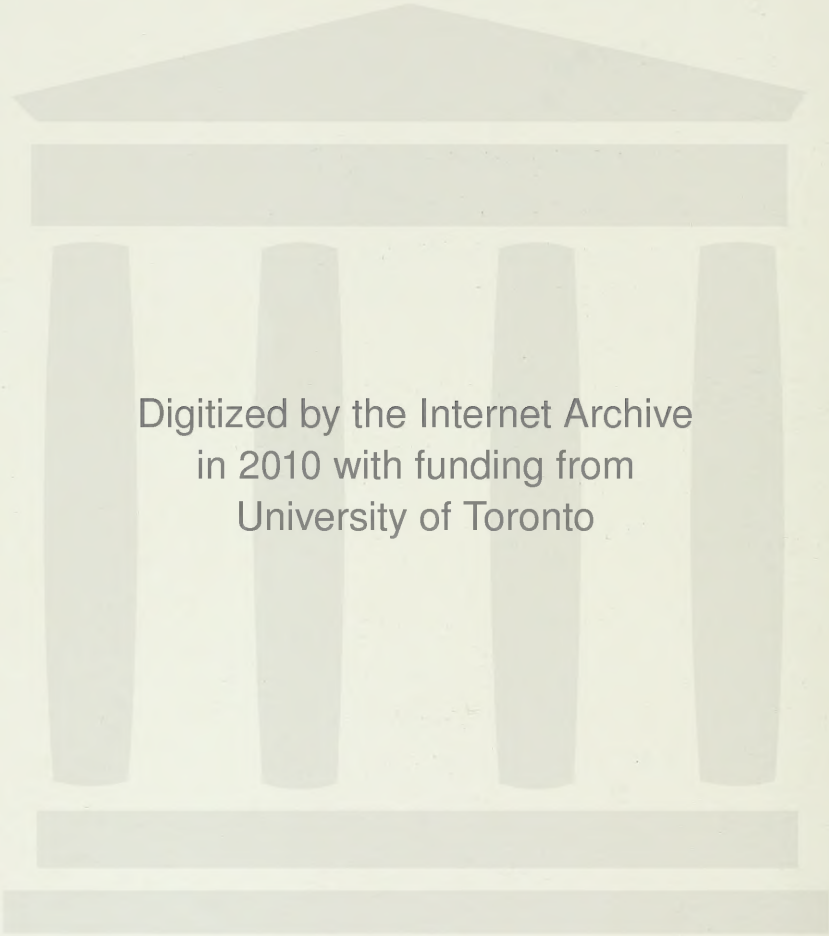
GEDRUCKT BEI IMBERG & LEFSON IN BERLIN SW.
BERNBURGER STR. 31

ALEIDA.

Einst blühte mir im stillen Hof
Ein zartes Reis, 'ne liebe Blum'.
Da kam ein Windstoss, warf sie hin
Und brach die holde Blüte um.

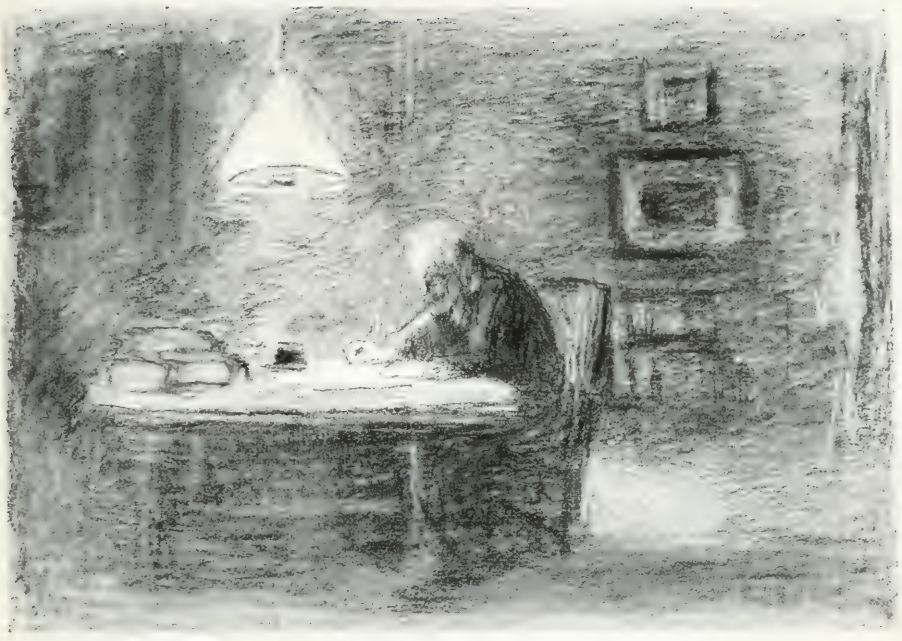
Das ist das Bild der lieben Frau,
Die meinem Leben Freud' verband,
In deren Augen ich mein Glück,
Mein Heil und meinen Reichtum fand.

Sie ist nicht mehr; doch allzeit noch
Erfüllt ihr Bild mich, Stund und Zeit.
Und so hab' ich dies kleine Buch
Zum Angedenken ihr geweiht.


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/spanieneinereise00isra

Alles hat so seine Eigentümlichkeiten — was man malt, kann durch kein Musizieren oder Schreiben erreicht werden; wenn man dagegen eine Geschichte erzählen oder seine Ansichten über das ein oder andere zu erkennen geben will, so muss man sprechen oder schreiben — und so habe ich denn dieses einzige Mal den geschmeidigen Pinsel mit der stählernen Schreibfeder vertauscht und die bunten Farben beiseite gelegt, um mich mit der einfachen Tinte zu behelfen.



UM ZU BEGINNEN.

Hier auf dem Tische, an dem ich sitze und schreibe, liegt ein kleines Buch, das ich allzeit mit einer gewissen Genugthuung in die Hand nehme. Man kann wohl sehen, dass es lange gebraucht und oft zu Rate gezogen worden ist; denn die Blätter sind zerknittert, und der Einband ist beinahe zerschlissen; aber das kann wohl kaum anders sein, denn es ist so lange der treue Bewahrer all meiner Anmerkungen und meiner Gedanken gewesen, und alles, was ich auf der Reise, von der ich erzählen will, sah und hörte, habe ich in ihm aufgezeichnet.

Besorgt wie ich für seine Erhaltung war, dachte ich oft, dass es für mich verloren wäre; einmal war es in dieser, ein ander-

mal wieder in einer anderen Seitentasche versteckt, oder, was schlimmer war, begraben in einer Mappe, unter Zeichnungen von allerlei Art und Grösse; aber trotzalledem, trotzdem es überall mitgenommen worden ist und die sonderbarsten Aufbewahrungsorte durchgemacht hat, ist es doch bei meinem Nachhausekommen glücklich an der richtigen Stelle gelandet.

Aber nun glaube ich sicher, wenn jemand aus Neugier oder Interesse einen Blick in mein kleines Buch werfen würde, er würde es mit Achselzucken beiseite legen.

Er würde nichts verstehen von all den Zeichen und Zeichnungen mit Kreuzchen und Ausrufungszeichen, ein Wirrwarr von roten und schwarzen Strichen, Zeichnungen von Landschaften und Figuren, worüber mit Tinte allerlei An- und Bemerkungen geschrieben sind, hier und da durchgestrichen und ausradiert.

Für mich ist das allerdings ganz anders. Ich brauche nur einen Augenblick darüber nachzudenken, und ich bin gleich an den Orten, die es andeutet, ja! beim ersten Ueberblick höre und sehe ich wieder alles, was es mir in Erinnerung bringt. Zeichen und Striche bekommen Leben und Bewegung. Ich reite wieder auf meinem Grauchen über die herrlichen Höhen der Sierra Nevada, ich höre wieder die Hurrahs der wilden, erregten Menge bei den Stierkämpfen; dann wieder erscheinen deutlich vor meinem Geiste die Gemälde des Prado; auch das wüste Tanger, das edle Granada und noch vieles mehr steht wieder deutlich vor mir. Als ich in mein eigenes Heim und meinen Lehnstuhl zurückgekehrt war, sass ich oft bei dem stillen Schein der Lampe über dieses Buch gebeugt und träumte, und es kam mir der Gedanke, alles, was darin steht, zu ordnen und aufzuschreiben. Nun habe ich einige Ordnung in die Wildnis gebracht, und ich werde anfangen zu erzählen, wie ich an einem schönen Morgen im April in meinem Garten stand und über meine Reise nachdachte.

Es war an einem frühen Morgen im April, etwas windig und kühl, wie es bei uns meistens ist, aber die Sonne schien fröhlich in der mit weissen Wolken übersäten blauen Luft. Sie glänzte in jedem bethauten Grashalm des Gartens und auf den kaum erschlossenen rosigen Blüten meiner Pfirsichbäume. In meinem Wohnzimmer war es ganz besonders schön. Drei Fenster waren nach dem Maliefeld geöffnet, und die Zweige und Blätter der vor dem Hause stehenden Bäume konnten den Gedanken erwecken, dass mein Zimmer in einen Garten eingebaut ist. Und hier bin ich umringt von schönen Frauengestalten; an der einen Seite hängt die Madonna von Rafael in Dresden und an der andern die Madonna von Holbein, und unter jeder dieser Heiligen hängt eine Abbildung von ihr, die ich selbst heilig erklärt habe. Etwas weiter hängt die Nachtwacht von Rembrandt, die mich immer daran erinnert, was für eine Zauberei im Malen sitzt. Und wenn dann durch das alles morgens die Sonne hascht und spielt, das Frühstück bereit steht und das Theewasser singt, dann blicke ich mich freudig um in diesem Stückchen Welt, das für mich ganz allein eingerichtet ist.

DIE REISEGESELLSCHAFT.

Mit einem Mal öffnete sich die Thür, und zwei junge Leute traten ein. Es war mein Sohn, begleitet von einem jungen Manne, beinahe von demselben Alter und von derselben Gestalt. »Mein Freund Erens,« sagte er, als er ihn vorstellte. »Ach so,« rief ich aus, indem ich ihm die Hand reichte, »der Schreiber von »Barbara« ist mir willkommen.« Mit einer Verbeugung sagte Erens lachend: »Nun, wahrlich, diese Dame hätte ich nicht zur Einführung mitnehmen dürfen.«

Nebenbei bemerkt, diese Barbara-Erzählung hatte mich seinerzeit sehr gerührt. Es ist eine schlichte Erzählung von einem einfältigen, schwachsinnigen Bauernmädchen, das überall, wo es sich zeigt, ausgelacht, und wo es als Magd dient, weggeschickt wird, und das endlich, verhungert und verkommen, tot am Wege gefunden wird. — Personen, Landschaft und Umgebung, das war alles gesehen und empfunden.

»Ich sehe schon,« sagt mein Sohn, »es war ein guter Gedanke von mir; ich wollte Dir nämlich den Vorschlag machen, meinen Freund als »Dritten in unserem Bunde« mitzunehmen, und dass wir drei, wenn es Dir recht ist, die Reise antreten.« »Das trifft sich ausgezeichnet,« sagte ich, »denn Maler sehen alles nur nach dem äusseren Schein, und das muss auch sein; denn das allein ist ihr Gebiet. Aber es ist doch ein Vorzug, einen Philosophen und Dichter bei sich zu haben, um die tiefer liegenden Dinge aufzufassen und festzuhalten.

Ein Haufen Bücher, die der junge Herr unten liegen gelassen hatte, wurde nach oben gebracht. »Sehen Sie,« rief er, »hier haben wir prächtige Lektüre, um uns unterwegs einigermassen vorzubereiten: Phillippe II., roi de toutes les Espagnes, d'après des documents récemment découverts; dann ein angenehm geschriebenes Buch von Theophile Gauthier über seine Reise durch Spanien. Ferner »l'Escorial, ses tableaux et sa bibliothèque; ausserdem ein prächtiges Buch von einem mir unbekannten Autor, l'Espagne chevaleresque, und ein Paket Lettres sur l'Espagne von allerlei Leuten, Männern und Frauen, und wenn wir das alles durchgesehen haben, habe ich hier noch den Cid und von Calderon und von Lope de Vega einige Theaterstücke.«

»Mein Himmel, wie viel Bücher,« rief ich, »das mag alles sehr hübsch sein, aber ich bin im Besitz von etwas, das uns direkter behiflich sein kann; es sind dies zwei Bücher, die uns als Führer dienen können; das eine ist von einem höflichen, ausführlichen Franzosen, Germand de la Vigne, das andere von einem umsichtigen und genauen Deutschen, Hartleben. Wir werden sie oft miteinander streiten sehen und sehen, wer recht hat.«

Und nun rückten wir alle drei um den Tisch herum. Eine grosse Karte von Spanien wurde darauf ausgebreitet, und mit Büchern und Papieren sassen wir da, Entfernungen und Höhen berechnend, und so reisten wir schon in unserer Phantasie über die Flüsse und Berge von Spanien bis nach Cadix, bis nach Marokko und Tanger, der am nächsten gelegenen Stadt des dunklen Afrika.

UNTERWEGS.

Vom »wunderschönen Monat Mai« den ersten Tag hatten wir für unsere Abreise bestimmt. Alles in meinem Hause wurde noch einmal durchgesehen, vom Keller bis zum Boden und — bis zu meinem Atelier! Ja, noch einen Abschiedsgruss an meine Arbeitsklause, die mich immer festhalten will; aber dann flog auch ich hastig nach unten, meiner Reisegesellschaft entgegen, die schon mit Ungeduld auf mich wartete.

Draussen stand die Reisekutsche vor der Thür, umringt von den üblichen Neugierigen, und als von allen Abschied genommen war, flüsterte mein besorgter Freund van Witsen meinem Sohn ins Ohr: »Werden Sie auch gut auf den alten Herrn achten?« »O,« rief mein Sohn, »machen Sie sich deswegen nur keine Sorge; von nun an bin ich Kurier, Kassierer und Diener, alles, was Sie wünschen und unser Freund Erens bringt alles in Reime. Nur vorwärts, Kutscher, auf den Weg nach Spanien.«

So fuhren wir an diesem Tage in die Welt, gespannt auf alles, was uns begegnen würde. Holländische Maler sind sonderbare Menschen, wenn sie eine Reise machen. Sie haben kaum Platz im Coupé genommen, so fangen sie an, ihr Land zu bewundern; bei Rotterdam begann es schon: »Seht, die Wolkenschatten über den Wiesen und da die Trauerweiden,

die sich in der Wasserfläche spiegeln; schade, dass man nicht gleich eine Studie davon machen kann. Es ist nirgends so schön als bei uns.«

In Belgien werden in der That die Landschaften, die Fernsichten, die Häuser und Figuren viel weniger anziehend, aber wir kamen rasch vorwärts, kniffen unsere Augen bei den Festungswerken von Antwerpen zu und stiegen in Brüssel, unserem ersten Aufenthalt, aus.

Natürlich hatten wir gedacht, uns in Brüssel früh zur Ruhe zu begeben, aber unser Kellner kam katzbuckelnd und dienernd auf uns zu und fragte, ob er für uns Plätze zu Wagners »Tristan und Isolde« bestellen solle, »eine schöne Abendunterhaltung«, wie er es nannte, und so fielen wir denn am Anfang unserer Reise den leidenschaftlichsten Liebesbeteuerungen, die in der Musik geschrieben sind, in die Arme.

Ach! ich hätte lieber den Himmel vor mir aufgehn sehen in Figaros Hochzeit; aber auch dieses Meisterwerk wollte ich kennen lernen — denn wieviel schönes giebt es nicht —, und wenn es auch nicht just das einzige ist, was unser eigenes Herzblut bewegt, so trifft es uns doch, als ob es aus derselben Atmosphäre käme, in der wir selbst leben und jubeln. — So gingen wir denn hin; da sass ich und liess die Ströme der herrlichen Harmonien von Wagners Schöpfung über mich ergehen; ich wollte bis zu Ende bleiben, bis zum endlichen Ende, und als ich ermüdet und bedrückt durch all das Gesehene und Gehörte wie eine Erlösung den Vorhang fallen sah, blickte ich mich nach meinen Gefährten um.

»Ah!« sagte der Diener, »ces messieurs n'y ont pas tenu.« So ging ich allein im Mondschein träumend und nachdenklich nach meinem Hotel. Hatte ich mich amüsiert, war ich entzückt von dem Zauber, der mich umgeben hatte? Ich konnte mir keine genaue Rechenschaft davon geben, ich stand unter einem unbeschreiblich nervösen Eindruck durch die Musik von Liebe

und Verlangen, die mich noch umrauschte, — — — sodass ich im Bett lag, ohne es zu wissen und einschlief in dem Gedanken, ganz bestimmt die edle Isolde bei meinem Erwachen am Kopfende meines Brüsseler Bettes wiederzufinden. Als ich erwachte, stand nicht Isolde, sondern meine beiden Reisegefährten vor mir, um sich wegen ihres stillen Verschwindens am gestrigen Abend zu entschuldigen. Sie waren von Gähnen und Schläfrigkeit übermannt worden und erzählten lachend von dem Vergnügen, das sie in einem Café chantant in der Nähe des Hotels gehabt hatten. Sie holten mich herunter, um vor der Abfahrt des Zuges nach Paris zu frühstücken.

PARIS.

Für diejenigen, die in ein fremdes Land reisen, ist der Weg über Paris, wie es auch in unserer Tour lag, eine Speiche im Rade. Kann man denn über Paris fahren, ohne sich daselbst einige Tage zu verweilen? Der Zug nach Madrid fährt dreimal in der Woche, und so konnten wir denn unsere Zeit gut ausnutzen.

Paris ist für viele gute Menschen die Stadt der Freude und des Vergnügens. Vor allem die Boulevards mit all den Herren und Damen, die vor den Kaffeehäusern sitzen und schauen, wo nichts zu sehen ist, und die ziellos drängen und hasten. Es ist, als ob die Menge dort immer gesessen hat und auch immer dort sitzen wird.

Und dann die prunkvollen Tanzlokale, Jardin de Paris, oder wie sie sonst heissen mögen, Versammlungsorte von leichtsinnigen Frauen und gefährlichen Müssiggängern, wo eine grelle Beleuchtung nichts als geschmacklose Nischen und Säle mit Spiegeln und Büffets bescheint und wo überall eine ausgelassene Fröhlichkeit herrscht; notabene unter polizeilicher Aufsicht.

Aber man kann auch wie ein grosser Herr im Wagen im Bois de Boulogne auf und ab fahren, umgeben von Hunderten anderer Wagen, die ziel- und zwecklos auf und ab, hin und

zurück fahren, schrittmässig in langen Reihen vor-, hinter- und nebeneinander, immer dieselben Pferdeköpfe und Kutscher, bis man endlich durch eine schiebende und stossende Menschenmenge nach Hause fahren kann. Vielleicht will man erst in einem Restaurant ein schattiges Plätzchen suchen, aber bei der Ueberfüllung ist dies kaum möglich, und wenn man lange verweilt und nicht genügend verzehrt hat, wird man aufgefordert, das Lokal zu verlassen, um anderen Gästen Platz zu machen. Par exemple, vous aimez ça? Moi pas.

Da sprechen wir lieber von dem wirklich fröhlichen und interessanten Paris, der malerischen Stadt, dem vortrefflichen Theater, den zwanglosen Matinees, den musikalischen Vorführungen, den Vorlesungen und Spezialausstellungen, den herrlichen Parkanlagen mit den duftenden Blumen und Pflanzen, den kostbaren Museen und Bibliotheken, den vielen öffentlichen Gebäuden, in denen man sich, dank der vortrefflichen Einrichtungen für die Besucher, bald zu Hause fühlt. Das ist's, was Paris zu dieser einzigartigen Weltstadt macht, wo jeder, welche Wissenschaft oder Kunst er auch ausüben oder welcher Liebhaberei er auch den Vorzug geben mag, alles findet, was ihn beschäftigt, und wo er meistens noch mehr antrifft, als er zu finden hoffte.

In der kurzen Zeit, die wir darauf verwenden konnten, hatten wir wieder die Beweise dafür. Auf gut Glück traten wir in ein Theater, in welchem eine Conférence gehalten wurde. Ein eleganter Herr erklärte ein Gedicht, welches darauf von einer jungen Dame mit solcher Anmut und Deutlichkeit, mit solchem Gefühl vorgetragen wurde, dass man wirklich glauben sollte, die französische Sprache sei die einzige, mit der man derartiges erreichen könne. Und dann die Schauspieler, besonders die vom Palais Royal! Ist es nicht, als ob diese Menschen die Situationen, die sie vorführen, wirklich erlebten, und als wüssten sie nicht, dass sie auf den Brettern stehen. Und dann

wieder eine grossartige Ausstellung der Werke Paul Renouards, die allein eine Reise wert ist. Aber mit unserer Neugierde, die Ausstellung des peintres indépendants zu besuchen, wurden wir betrogen. Hier hatten Symbolisten, Stilisten, Pointilisten und Illusionisten aus allen Ländern einander die Hand gereicht; sogar eine holländische Dame hatte etwas Schauerliches ausgestellt. Aber ein gutes Glas Wein und ein Mittagessen brachte alles wieder in Ordnung. Die Zeit war gekommen, um von Lutetia Abschied zu nehmen, und wir eilten mit Sack und Pack nach dem Gare d'Orléans.

IM ZUGE.

Es war halb 6 nachmittags, als wir Drei am Bahnhof ankamen und nach langem Suchen durch den Schaffner unser bestelltes Coupé angewiesen erhielten.

Es war ein sehr langer und grosser Zug, der Luxuszug, der uns nach San Sebastian bringen sollte; der Schaffner, ein Spanier mit feinem Benehmen, wies uns unsere bestellten Plätze an, und wir richteten uns so bequem wie möglich für den Tag und die Nacht ein. Nun gingen wir mit grosser Neugier alles betrachten, was in diesem komplizierten Zug mit Restauration, Rauchzimmer und anderen Bequemlichkeiten zu sehen war; doch als wir von unserem Rundgang in das Abteil No. 7 zu-

rückkamen und uns vergnügt die Hände rieben, dass wir fern von diesem fremden Durcheinander gemütlich unter uns sein würden, blickten wir erstaunt und enttäuscht auf.

Wir fanden da einen älteren Herrn, der sich mit grösster Behaglichkeit seiner Stiefel entledigte, seine Schlafschuhe anzog und seine wollene Reisemütze gemütlich über die Ohren zog, Taschentuch und Schnupftabakdose auf unser Tischchen legte und sich recht behaglich auf dem Platz zu fühlen schien, der uns gehörte. Wir sahen einander an und wussten nicht, was wir denken sollten.

»Mais, monsieur,« begann ich mit verhaltenem Zorn, »monsieur, ich meinte hier allein zu sein mit meinen Reisegefährten; sollte ich mich vielleicht geirrt haben und nicht auf dem Platz sein, der für uns bestimmt ist?« — Ich wusste bestimmt, dass ich mich nicht geirrt hatte, und sagte dies nur, um ihm anzudeuten, dass er sich ungehörig benehme; ich hörte nicht auf seine Rechtfertigung, rief wütend durchs Fenster nach dem Schaffner und setzte mich dann mit rotem Gesicht und zitternden Händen wieder hin.

Ich glaube, wir sahen alle drei den Eindringling sehr böse an, der uns gleich am Anfang unserer Reise das Leben verbittern wollte.

Unser Alter aber wandte sich mit freundlichem Gesicht uns zu und setzte sich ruhig auf den umstrittenen Platz. Sanft lächelnd sagte er: »Gewiss, meine Herren, dies sind Ihre Plätze, aber sehen Sie hier, dies ist auch der meinige.« Er liess uns höflichst seine Platzkarte sehen und bewies uns aufs freundlichste, dass wir uns geirrt hatten in dem Glauben, dass das ganze Abteil für uns sei; wir hatten nur drei Plätze bezahlt, und in diesem Abteil waren vier, und dieser vierte Platz gehörte ihm, Señor Tenorio.

Wir befanden uns in dem lächerlichen und ungemütlichen Zustand, unsern feindlichen Ton von vorhin in ein freundschaftliches Gespräch verwandeln zu müssen. Aber bei diesem

äusserst höflichen Mann war es nicht schwer, das Schiff der Unterhaltung auf angenehme Art wieder flott zu machen; ja, es stellte sich heraus, dass dieser vermeintliche Feind unserer Freiheit und Geselligkeit der richtige Mann war, der uns, als ob wir es so bestellt hatten, aufs interessanteste unterhielt.

In Madrid geboren, ehemaliger spanischer Gesandter in St. Petersburg, lebte er jetzt wieder in seiner Vaterstadt und kam von einem Ausflug nach Paris zurück. Er besprach mit uns die Genauigkeiten und Ungenauigkeiten unserer Reisebücher; er sagte uns, was wir uns ansehen müssten und was unbedeutend sei, sprach über den Charakter der Spanier und über die Art und Weise, angenehm mit ihnen umzugehen; kurzum, ein lebendiges Reisebuch, ein unterhaltender Erzähler, gewohnt zu reisen und zu konversieren. Und diesen guten, freundlichen, friedlichen Spanier hatten wir wie einen wilden Vogel aus unserem Käfig jagen wollen; wir waren verlegen über unser Betragen, aber Señor Tenorio liess nicht merken, dass er diesen Uebergang fühlte.

Glücklicherweise kam jetzt der Koch, um uns aus diesem Zustand durch die Mitteilung zu erlösen, dass man zur Tafel ging, und diese Beschäftigung, von der man meistens mit Freuden hört, machte auch hier den Uebergang vom Krieg zum Frieden so vollkommen, dass wir in unseren Freund Tenorio drangen, gemeinschaftlich mit uns das Mittagsmahl einzunehmen, was denn auch mit Freuden angenommen wurde.

Durch einen Raum, der längs den Abteilen lief, kamen wir an eine schmale Brücke, die zwischen Himmel und Erde hing, beim Auftreten heftig hin und her schüttelte und den Wagen mit der Restauration verband.

Da sassen wir denn in bequemen Lehnstühlen in einem scheinbaren Salon, jede Gesellschaft an einer besonderen Tafel an einem grossen Fenster. Aber es war schwer, die Augen auf irgend etwas ruhen zu lassen oder seine Gedanken zusammen

zu halten. Die Geschäftigkeit und das Klappern mit Löffeln und Tellern, mit Gläsern und Flaschen, das man drinnen hörte, war noch nichts gegen das Heulen des Windes und das Donnern und Rasseln des Zuges draussen. Alles war in Bewegung; am Himmel trieben eilende Wolken, an denen scharfe Ränder goldig glänzten. Alles bewegte sich, schüttelte und bebte, und da wollten wir die alltägliche Beschäftigung des Essens und Trinkens aus dem Gewohnten erheben, indem wir uns eine Flasche Champagner entkorken liessen, um mit dem uns umringenden beweglichen Ganzen gleichen Schritt zu halten.

Es ist sonderbar, wie die Geselligkeit zunimmt, wenn die behagliche Stimmung sich durch eine Cigarre nach dem Essen anmeldet.

Wir wechselten Fragen und Antworten über unsere Beschäftigungen, Familie und Lebensweise; endlich fragten wir unsern Freund Tenorio, ob er auch verheiratet sei. Da zog er eine sehr hübsche Schnupftabaksdose aus seiner Tasche; denn zwischen den Cigaretten nahm er auch noch öfter eine Prise, was viele Spanier thun. Er zeigte uns die Dose mit einem hübschen, mit Elfenbein eingelegten Deckel, kunstvoll bemalt mit einer jungen Frauengestalt. Er steckte die Schnupftabaksdose wieder ruhig in die Tasche und sagte: »Die Frau, die es vorstellt, war meine Geliebte; aber ob ich wirklich mit ihr verheiratet gewesen bin oder nicht, weiss ich leider selbst nicht recht. Ich muss Ihnen sagen, dass ich in meiner Jugend ein ganz anderer Mensch war als jetzt, und auch die scheinbare Ruhe, die ich mir angeeignet habe, war damals nicht bei mir zu finden. Ich stamme aus einer echt spanischen Familie, heftige, leidenschaftliche Menschen, aber durch meine diplomatische Laufbahn habe ich viel gelernt.

Vor vielen Jahren befand ich mich in einer untergeordneten Stellung an einem kleinen Hof in Deutschland; braun und dunkel war damals mein Gesicht und Haar, leichtsinnig, vielleicht

etwas wüst mein Betragen. Ich traute mir alles zu und glaubte an mein Glück. Wie alle Spanier liebte ich die Musik, und des Abends, wenn die Bureaustunden vorüber waren, ging ich zu einem tüchtigen Musiklehrer, und natürlich — da war ein Mädchen. Sie sprach nicht viel, sass immer in ihrem Eckchen und horchte, aber aus ihren dunklen Augen und aus ihrem angenehmen Wesen glaubte ich alles zu begreifen, was ein junger Mann von 25 von einem Mädchen von 18 Jahren begreifen will. Ich glaube, dass sie eine der sonderbarsten Frauen gewesen ist, denen man begegnen kann. Sie that viel und nahm an allem teil, aber sie überlegte nichts; sie setzte sich über alle Bedenken hinweg, und so kamen wir dazu, uns durch den Geistlichen einer freien Gemeinde trauen zu lassen, da sie Protestantin und ich Katholik war. Die Eltern wollten von dieser Trauung nichts wissen, erklärten die Ehe für ungiltig und klagten mich beim Gericht an, weil sie minderjährig war. Es blieb nichts anderes übrig, als dass nach einer kurzen, glücklichen Zeit jeder wieder seines Weges gehen musste, denn ich wurde von einer sehr frommen katholischen Familie unterstützt, die nun nichts mehr von mir wissen wollte; und, durch Entbehrung gezwungen, lösten wir unsere Verbindung. Ich arbeitete aber fleissig und hatte Glück und Erfolg in Petersburg; jedoch dauerte es verschiedene Jahre, ich weiss nicht mehr wie lange, bis ich imstande war, meine frühere Geliebte aufzusuchen, um eine wirklich gesetzliche Verbindung mit ihr einzugehen. Unterwegs, in einem Oertchen, einige Stunden von der Stadt, in der sie wohnte, entfernt, traf ich einen Verwandten von ihr, der mich noch aus früherer Zeit wiedererkannte. Sofort fragte ich nach allem, wonach ich so neugierig war, aber wie erstaunt sah ich auf, als ich vernahm, dass sie gesetzlich verheiratet mit einem Gymnasiallehrer war und dass sie sehr glücklich zusammen lebten. Ich war enttäuscht und niedergeschlagen, setzte meine Reise nicht fort,

sondern kehrte dahin zurück, wo ich hergekommen war. 14 Tage darauf empfing ich einen Brief von ihr, der mich befremdete und doch nicht schmerzte. Sie setzte darin die Gründe auseinander, warum sie nicht unverheiratet bleiben konnte: die Schwierigkeit, ihren Unterhalt zu bestreiten, die Schmähungen ihrer Familie, die Liebe des Mannes, den sie nun besass, hatte sie dazu getrieben; sie hatte mich durchaus nicht vergessen. Sie bat mich, einige Wochen in ihrem Hause zuzubringen; ihr Mann wüsste unsere ganze Geschichte, und sie vertraute auf meine Ehrenhaftigkeit, die ihres Mannes und die ihrige. Dieser Brief erweckte in mir ein trauriges und bitteres Gefühl; die Eitelkeit unserer Mühen und Arbeiten, die Zwecklosigkeit aller unserer Illusionen wurde mir durch diesen Brief so klar, dass ich mich seit jener Zeit nicht mehr mit Heiratsgedanken abgegeben habe, und jetzt liegt all mein Glück in Ruhe und Frieden.«

Langsam wurden auch wir sowohl durch die Erzählung, als auch durch die eintretende Dunkelheit schweigsam und ruhig. Es war Nacht geworden; ein Gast nach dem andern verliess den Speisesaal, und von Müdigkeit übermannt, gingen wir über die geheimnisvolle Brücke nach unserm dunklen Schlafraum.

Es war eine frostige Nacht, und das ist nun der Luxuszug. O, mein bequemes Bett und mein geräumiges Schlafzimmer; ich liege hier zu meinem Vergnügen ausgestreckt wie ein Mönch, der gegeisselt wird; die Decke, ein zweites Bett, ist nur einige Handbreit von meinem Kopfe entfernt; darin bewegt sich, hustet und schnarcht ein anderer Reisender. Doch schlief ich dann und wann ein, obwohl mich alle Glieder schmerzten. Ich schlief und wachte zugleich; ich träumte allerhand; einer meiner ältesten Freunde, der bereits lange tot war, hob drohend den Finger gegen mich und beschwor mich, nicht weiter zu gehen, sondern zurückzukehren. Er

lag mir auf der Brust, aber dann und wann gellte ein Pfiff des Zuges in meine Ohren, der alles vertrieb; dann blickte ich auf, alles war dunkel um mich her, nur kamen fortwährend grellrote Lichter, die meine Augen blendeten, und zum Ueberfluss donnerte und rasselte der Zug durch meinen Kopf; diese Lokomotive war mein Feind, den all mein vermeintliches Jammern nicht kümmerte, vorwärts jagend ohne Aufenthalt. Auf einmal kommt es mir seltsam vor, als ob eine Veränderung im Anzug sei; das Stampfen und Stossen meines Tyrannen wird schwächer, es ist, als ob er innerlich zittert und bebt, er atmet schwerer. Wirklich, der Zug steht still; ich sehe nun auch, dass sich in meiner Höhle ein Fensterchen mit einer Gardine befindet, wodurch das spärliche graue Morgenlicht dringt. Ja, ja, es ist so, wir sind über die Grenze, wir sind in Irun. Meine Freunde! Ich heisse Euch willkommen in Spanien.

DIE ERSTEN TAGE IN SPANIEN.

Von Irun nach San Sebastian ist »nur ein Katzensprung«, wie mein Freund Mesdag sagen würde. Wir waren daher auch schon früh am Morgen dort, wo wir sein mussten, aber ich war zu müde und stand noch zu sehr unter dem Eindruck der nächtlichen Unbequemlichkeiten, um mich nach dem Neuen, das mir geboten wurde, umzusehen. Ich will es nur sagen: das erste, was ich in dem Vaterland des Don Quichotte und Gil Blas that, war — unter die Decke zu kriechen und einzuschlafen in dem seligen Gefühl von Festigkeit unter mir und Stille um mich her.

Ich mochte ungefähr eine Stunde herrlich geschlafen haben, als ich durch das grelle Tageslicht, das auf mich zuströmte, erwachte. Ich entdeckte, dass ich mich in einem echt spanischen Zimmer befand, die Wände mit dünner kobaltblauer Farbe

gestrichen, ein sehr grosses Fenster mit eisernem Gitter und Balkon und ein steinerner Fussboden aus achteckigen roten Ziegelchen. Es ist wahr, ein sehr schmales Streifchen Teppich lag gerade mitten vor meinem viel zu grossen und viel zu geräumigen Bett, und ich konnte also, wenn ich sehr vorsichtig aufstand, meine blossen Füsse vor der ersten kalten Berührung mit den roten Fliesen bewahren; aber von dem allen wurde meine Aufmerksamkeit schnell durch etwas, was ich durch das grosse Fenster in der Ferne sich nähern sah, abgelenkt.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren, wenn ich das, was auf mich zukam, nicht vorbeigehen lassen wollte, ohne es gut gesehen zu haben, und halb angekleidet, halb im Nachtgewand öffnete ich schnell das Fenster und stand auf dem Balkon.

Da stand ich; ich freute mich kindisch, hier zu sein, und darum fand ich alles merkwürdig, was sich meinem Auge zeigte und bildete mir ein, in dem an meinem Balkon vorüberziehenden Carretero mit seinem langen Holzwagen und kolossalen Zugochsen eine grossartige spanische Prozession zu sehen, die an mir vorüberging. Der Treiber, ein langer, schwarzer Kerl in enger, gestreifter Kleidung, war barhaupt und barfuss, seine linke Hand stützte sich auf die vorstehende Deichsel, und in der andern schwang er eine lange Peitsche, mit der er allerhand Figuren in der Luft beschrieb und ein lautes Knallen hören liess. Ihm folgten auf dem Fuss die schweren Ochsen. Sie sind so auffallend gross und schwerfällig, dass man sie, wenn sie vor einer Herberge stillstehen, wo der Fuhrmann etwas zu besorgen hat, mit Aufmerksamkeit betrachtet, ob auch eine Bewegung in der Masse zu bemerken ist. Augen sieht man nicht, sie sind unter einem wilden Haarbüschel versteckt, der von der Stirn herabhängt und aus dem zwei grosse, gedrehte Hörner drohend zum Vorschein kommen. Aus ihren weiten Nasenlöchern steigt deutlich ein warmer Dampf nach oben, der schwere, breite

Rumpf ruht auf kurzen Beinen und breiten Hufen, und alles erinnert durch die Unbeweglichkeit und Steinfarbe an egyptische Göttertiere.

Jetzt jedoch bewegte sich diese Masse vorsichtig Schritt für Schritt hinter dem knallenden Treiber, und dahinter kam der schwergebaute Wagen mit den schwankenden Latten und Zweigen, die ihm eine schöne Bewegung gaben. Das alles veranlasste mich, ihm, als er vorbei war, noch lange nachzustarren; ein Bild Spaniens, langsam, stolz und gravitätisch.

Nun war es Zeit geworden, zu frühstücken, und wir stiegen die Treppe herunter und begaben uns nach dem Saal, auf dessen Thür mit grossen Buchstaben Comedor (Speisesaal) gemalt war. Ein grosses Zimmer, dessen Wände mit Eichenholz bekleidet, und in dem alle Fensterläden vor dem allgemeinen Feinde, der Sonne, geschlossen waren. Vorsichtig öffneten wir einige Fensterläden, um nach dem für uns angerichteten Tisch zu sehen; es war jedoch nichts zu entdecken, nachdem wir aber einen Augenblick gewartet hatten, wurde die Thür geöffnet, und zwei Mädchen von fast gleicher Grösse, wahrscheinlich Schwestern, traten ein, verneigten sich und sagten freundlich lächelnd: »Buenos dias!« Sie trugen auf der ausgestreckten rechten Hand für jeden von uns eine Schale, setzten sie auf den ungedeckten, aber glänzend gebohnten Tisch, und nachdem sie uns mit ihren dunklen Augen einen Augenblick beobachtet hatten, wie um uns zu fragen, ob wir noch etwas benötigten, gingen sie wieder ebenso würdevoll aus dem Saal, wie sie gekommen waren. Wir sahen einander triumphierend an, als hätten wir Amerika entdeckt. »Wir sind am Ziel,« rief Erens, »das ist nun spanisch. Habt Ihr je solch glänzendes, schwarzes Haar gesehen, so schön gebunden, mit dieser Blume darin; Mensch, diese grossen schwarzen Augen; und dann die gefällige Kleidung mit nichts gemacht.«

Mir erschienen diese Mädchen mit ihrem stilvollen Wesen, mit ihren schönen Bewegungen und ihrer luftigen Kleidung wie zwei Figuren von Flaxman, mit Farbe und Leben beseelt. Jetzt fingen wir an, neugierig zu werden, was diese Göttinnen zu unserer Ernährung auf den Tisch gestellt hatten; wir besahen es wie junge Hunde, die etwas beschnüffeln, denn wir verstanden nichts davon, obwohl es schmackhaft und malerisch genug aussah. Aber es musste zugelangt und Inventur gemacht werden. Vorsichtig holten wir zuerst eine Tasse Chokolade zum Vorschein, nicht gross, aber herrlich duftend; dann kam ein grosses Glas kristallhellen Wassers mit etwas darin, das uns wie ein zugefaltetes Spitzentuch erschien. »Im Wasser?« lachten wir; aber wir sahen bald, dass es ein Azucarillo war, ein sehr dünnes, durchsichtiges Zuckerbrot,

das hoch über dem Wasser herausstand, sich lange aufrecht erhielt, sich aber endlich ganz in dem hellen Brunnennass auflöste. Und da lag wirklich auch ein Stückchen Brot; es war etwas klein, es war etwas hart, aber das musste gewiss so sein, und sogar auf einer sehr kleinen Schale ein Stückchen Butter, der man hier den prunkenden Namen manteca de la vaca giebt. Endlich lag auch unter dem allen eine niedliche kleine Serviette, nicht um auf den Tisch, selbst nicht auf den Schoss gelegt zu werden, sondern um mit ihr, so wie sie war, zugefaltet, dann und wann die Lippen zu berühren, wenn man das Bedürfnis dazu fühlte. Uns schien dies wahrlich ein Frühstück für eine Puppe zu sein, und doch, als wir alles genossen und vertilgt hatten, fühlten wir uns erfrischt und gestärkt.

Nun waren wir vollständig vorbereitet, unsern ersten spanischen Spaziergang zu beginnen, aber als mein Sohn zur Thür hinauskam, konnte er nicht weiter. Mit gespannten Blicken starrte er auf ein Plakat, das an der Aussenwand unseres Hotels angebracht war. Er rief uns zu, näher zu kommen, und wir sahen ein grosses Papier mit roten, schwarzen und gelben Buchstaben, zwischen welchen allerlei Stiere abgebildet waren; rings herum waren einige tanzende Mädchen gezeichnet, die mit grossen Fächern seltsame Tänze ausführten. Oben stand: »Plaza de toros; fiestas del Domingo«.

O, Freude des Triumvirats! So direkt mit der Nase in die Butter, oder besser in einen Stierkampf gefallen zu sein; aber wir trauten der Sache noch nicht ganz; der Patrono musste kommen um uns zu erzählen, wie wir es anstellen mussten, dieser Vorstellung beizuwohnen. Der Hotelier wurde gerufen. In der Ferne hörten wir den dicken, guten Mann schon schwerfällig ankommen, und als er hörte, worüber wir sprachen, lachten alle Falten seines dicken, braunen Gesichtes, er kniff seine Augen zu, und in seinem breiten Munde kamen alle Zahnlücken zum Vorschein. »Bendito me!« rief er,

über unsre eifrigen Fragen lachend, »es ist nur ein Sonntagsvergnügen, die Jugend will tanzen, die Jugend will sich necken. Si si, Señores, gehen Sie ruhig hin; da wird keinem Tiere oder guten Menschen Böses gethan; die Mädchen und Stiere, die da sind, sind alle Novillos, und wenn das alte Herrchen — hier kniff er mich lachend in den Arm — nicht zu lebendig wird, können die Herren ein Tänzchen mit den Mädchen von Biscaya wagen.« Wir begriffen nichts davon. Ein Tanzvergnügen mit einem Stierkampf durcheinander. Wohlan, dachten wir, je weniger wir es begreifen, desto eher gehen wir hin.

Die Plaza de toros war bald gefunden. Es war eine Art Arena, die übrigens ganz wie ein Cirkus von Stein ohne jeden Luxus eingerichtet war; das erste, was uns auffiel, war ein herrliches Stück blauer Himmel, umgrenzt von der grossen runden Linie des dachlosen Gebäudes. Das Spiel hatte noch nicht angefangen, aber der grosse Raum war gefüllt mit jungen Leuten, die miteinander Stierkampf spielten. Das Klettern und Klimmen war überall im Gange, man stiess und jagte einander mit grossem Geschrei und wirbelte viel Staub dabei auf.

Auf einmal ein scharfes, unangenehmes Kreischen aus einer Trompete, und der junge Stier jagte herein. Alle Jungen, die ängstlich waren, flohen, und nur wenige junge Picadores, Banderilleros oder Espadas blieben in dem Raume übrig. Wir hielten einen Augenblick den Atem an. Obwohl wir wussten, dass es nicht gefährlich war, machte uns doch solch ein Sprung mitten zwischen die mutwilligen Jungen zittern; aber alles ging gut. Nun war es herrlich mit anzusehen, wie das junge Tier drohend hin und her trabte, seinen Kopf fortwährend gegen die roten Lappen und andere Gegenstände, die man ihm vorhielt, schüttelte, wie man es umsprang und neckte, und seinen gefährlichen, bereits ziemlich langen Hörnern zu entweichen trachtete. Drollig, wie der Stier auf den Jungen

zulief, den er sicher zu durchbohren dachte, und der dann plötzlich durch einen behenden Sprung über die erste Mauer vor seinen Augen verschwand. Es war für uns Menschen aus dem Norden fremd und ergötzlich; die klare, blaue Luft, das grosse Stück Sonne und das herrliche Stück Schatten, al sombra, wo wir sassen, die vielen braunen fröhlichen Gesichter von Männern und Frauen, die sich Apfelsinen, Fächer und Cigarren zuwarfen. Alles war Licht, Leben und Fröhlichkeit. Nun erklang von oben die helle Tanzmusik, das Zeichen, dass der Stier in seinen Stall zurückgetrieben wurde und das Tanzvergnügen seinen Anfang nahm. Von der Menge geführt, fanden wir schnell den Weg in das Labyrinth dieses spanischen Bauwerkes, bis wir an einen grossen, ebenfalls unüberdachten Raum kamen, der als Ballsaal und Restauration eingerichtet war, und wo, wie man bei uns sagt, kein blindes Pferd Schaden anrichten konnte. Aber die lebende Staffage, die diese Höhle verzierte, war jung und kräftig; Mädchen und Jungen, die Mädchen mit Fächern, Blumensträusschen im Haar oder eine einzelne Rose an der Brust; mit hellen seidenen Kleidchen,

in den Farben, die man bei uns auffällig nennt, die aber in diesem glühenden Sommerlande mit all dem Uebrigen harmonieren, mit dem schwarzglänzenden, sehr sorgfältig frisierten Haar und den schwarzen, tiefliegenden Augen. Und sie tanzten, sie tanzten, man möchte fast sagen, mit Gefühl; den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, die Augen nach oben, die Augen nach unten und mit einem Lächeln, dass man die herrlichen Zähne bewundern konnte, und aus dem die ganze Leidenschaft dieser jungen Mädchen sprach. Aber die Jungen, nein! Die Cigarette im Mund und den kleinen Hut auf einem Ohr, als ob es ihnen ganz gleichgiltig wäre, dass sie die Mädchen umschlangen und mit ihnen rundwirbelten. Von Zeit zu Zeit klatschten sie mit Daumen und Zeigefinger den Takt der Musik und stampften auf den Fussboden, dass es dröhnte. Ein Augenblick Pause; die Mädchen setzten sich auf eine lange Bank, die an der Mauer angebracht war, und die Kavaliere brachten Erfrischungen. Aus grossen Gläsern trank man klares Wasser, und dazu wurde ein kleines Gläschen Anisette angeboten, Frische und Wärme vereinigend; auch wir fanden keine bessere Erquickung als diese, die in ganz Spanien gebräuchlich ist.

Ungefähr eine Stunde wurde getanzt; dann erklang auf einmal die Kriegstrompete, die den Anfang des Kampfes meldete, der später wieder durch Tanz abgelöst wurde. So bewegte sich das junge Volk von San Sebastian zu Ehren des Sonntags abwechselnd zwischen dem gefährlichen Stierkampf und dem vielleicht noch gefährlicheren Ballsaal.

BURGOS.

Wir wollten nicht gradeswegs in die grosse Stadt Madrid, das Herz Spaniens, einziehen. Wir wollten erst mehr spanische Luft eingeatmet, mehr spanischen Boden getreten haben, und das alte Burgos lag an unserm Wege. Das freundliche San Sebastian wurde nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen

verlassen, und wie echte spanische Reisende mit langen Stöcken bewaffnet und in bequemer Reisekleidung, fuhren wir nach der Stadt unserer Bestimmung.

Nach einer Reise von wenigen Stunden zeigte sich uns ein Ort, der von dem soeben verlassenen sehr abwich. Die Luft war rauh, der Wind scharf, überall, wohin wir sahen, eine Landschaft von Steinblöcken und steilen Abgründen, hier und da mit tiefen Höhlen, die wie dunkle Augen in den grauen Felsen eingedrückt waren.

Die harten, scharfen Linien der Berge hoben sich gegen die graue Luft wie eingestürzte Burgen und Türme ab, und manchmal wie Rücken von riesenhaften Tieren. Wenn sich die Linie senkte, erhoben sich in weiter Ferne andere Berggipfel und dahinter wieder andere; unwirtsame wüste Thäler waren es, die diese öde Landschaft unter dem grauen Himmel zeigte; der Hintergrund für ein Teufelsdrama.

Die schweren Steinmassen werden endlich von Tunneln durchbrochen, einer und noch einer und sieh da! wir haben die Aussicht auf den klassischen Ebro. Während dieser langen Fahrt hat sich die Landschaft verändert, grosse prächtige Bäume stehen am Ufer des Flusses, der in Windungen durch ein grünes Thal strömt. Als wir durch die Städtchen Miranda und Pancorbo fuhren, bot sich uns ein sehr schönes Panorama, bis wir wieder auf eine dürre Heide kamen, auf der Burgos liegt.

Die Enttäuschung, die der Fremde beim Betreten solch einer alten spanischen Stadt empfindet, ist gross. Alles ist wüst und baufällig. Der Bahnhof, die Beamten, die Einwohner, alles sieht heruntergekommen aus, und man hat das Vergnügen, in jeder Stadt das Zollamt zu passieren.

Ein armer Mann zeigte uns ein niedriges wackliges Fuhrwerk, den Omnibus unseres Hotels; es war Abend und wir sahen wenig von der schlecht erleuchteten Stadt, es ging über

Brücken und endlich hielten wir in einer Strasse. Wir stiegen aus und sahen uns nach unserm Hotel um. Wohl wussten wir schon, dass man in Spanien in einer Herberge als Gast eigentümlich zwanglos empfangen wird, aber dies bot allem die Spitze. Eine kleine Laterne brannte in einer grossen Stallthür; dies war der Eingang zum besten Hotel in Burgos. Ein Geruch nach Pferdeställen kam uns von allen Seiten entgegen; dies war das Parterre; eine breite Wendeltreppe von rohem Holz, die unter unsern Schritten krachte, führte zu dem eigentlichen Hotel, das gewölbeähnlich auf die Ställe gebaut war. Hier lagen unsere Zimmer, äusserst einfach möbliert, aber sie waren geräumig und durch die grossen Fenster hatten wir die Aussicht auf die Strasse. Ohne den Wirt, Oberkellner oder sonst jemand gesprochen zu haben, hatten wir es uns wunderbar schnell bequem gemacht, und nur wieder durch die Aufmerksamkeit der Zimmermädchen, die auf jede Weise auszuforschen trachteten, was wir nötig hatten, und die uns durch ihr naives Erstaunen über unsere Manieren und Sprache amüsierten. Es war viel geselliger als in den grossen europäischen Hotels, wo einem bei der Ankunft eine grosse Schar Bedienter entgegenkommt und thut, als ob man der König selbst wäre, die einen aber ganz seinem Schicksal überlassen, wenn man einmal auf seinem nummerierten Zimmer angelangt ist. Hier keine Nummer, gleich Kind im Hause; man geht hinein ohne anzuklopfen, überlegt alles mit den Mädchen, was man essen soll und was man nötig hat, und ich erinnere mich nicht, dass es mir bei der einen oder anderen Gelegenheit in ein paar Stunden so behaglich gewesen wäre wie in diesem Pferdehotel.

Aber seht! da traf uns ein Unglück; und wohl das schlimmste, das einem Reisenden passieren kann: Erens wurde krank. Bereits in dem wackligen Omnibus hatte er sich unbehaglich gefühlt, schweigend und knurrig; bei dem Einrichten im Hotel hatte er sich gut gehalten; nun alles in Ordnung war, sank

er zusammen und musste sofort zu Bett. Schmerzen im Halse, Schmerzen im Kopf, fiebernd und abgespannt.

Die älteste der Señoritas, Marietta, die hereinkam, sah unsere Niedergeschlagenheit. »Pobre señor«, sagte sie, indem sie sich über den Kranken beugte, »darf ich Ihnen einen Rat geben? Ich habe eine alte Tante, die auch allerlei hat, worüber sie klagt, und wenn es schlimm wird, hat sie ein probates Mittel, ich werde es Ihnen zurechtmachen. Sie nimmt eine gute Flasche Valde-Peñas, wirft eine Handvoll spanischen Pfeffer hinein, kocht alles fein miteinander, und am andern Tage fühlt sie sich wohler als je zuvor.« Der Kranke und wir wussten im Augenblick keinen besseren Rat, und wir tranken alle drei von dem starken Gebräu, bis wir uns in solch betäubtem Zustand befanden, dass auch wir die Schlafzimmer aufsuchen mussten. Obwohl ich fest schlief, erwachte ich plötzlich durch ein langanhaltendes Trompetensignal, das herrlich durch den Raum schallte. Wir wohnten einer Kavalleriekaserne gegenüber; ich schaute hinaus und bemerkte zehn Reiter, die in die frische Morgenluft die Reveille bliesen. Auf den Zehen verliess ich mein Zimmer, und als ich zu unserem kranken Freunde kam, stand auch mein Sohn an seinem Bett.

Es war schlimmer geworden und er klagte, dass der starke Wein mit dem spanischen Pfeffer seinen schweren Kopf und seine müden Glieder gepeinigt hätte. — Es musste ein Arzt geholt werden, schnell, sofort. Der Mann kam glücklicherweise sofort; es war durchaus kein spanischer Aeskulap wie in dem »Barbier«, mit Degen und Mantel. Einfach, ohne viel Umstände, trat er auf den Kranken zu, besah ihn, befühlte ihn überall; er machte uns begreiflich, dass er nichts als Spanisch sprechen konnte, selbst kein Latein. Und als er sah, dass wir von der spanischen Apotheke nicht viel begriffen, ging er zur Thür hinaus, indem er sagte: »Limpiadura, Limpiadura!« Wir wussten, dass dieses bedeutet: ich muss

ihn gesund machen — wir begriffen aber nicht, was er nun eigentlich thun wollte. Aber er kam bald mit zwei Flaschen zurück, die eine gross und dunkel, die andere hell und klein. Nun erzählte er uns langsam und deutlich, wie wir dem Kranken diese Medizinen einzugeben hätten und empfahl sich mit der Versicherung seiner baldigen Wiederkehr und seiner Sorge um den Zustand unseres Patienten. O bester liebster Doktor! Wie gut haben Sie alles angeordnet. In drei Tagen war unser Freund wieder gesund wie ein Fisch im Wasser, und die Doktorrechnung war nirgends zu finden. Nur am Ende unserer Hotelrechnung fanden wir 25 fr. für den Herrn Salva. Das war des Doktors Honorar für die vielen Sorgen und Mühen innerhalb dreier Tage.

Nun spazierten wir wieder gesund und frisch durch Burgos.

Das grosse Sonnenlicht, das ganze grosse Sonnenlicht traf uns am meisten, wenn wir aus dem dunklen, pferdestallähnlichen Vorportal unserer Herberge herauskamen. Die Schirme auf, die blauen Brillen hervorgeholt, die Hüte in die Augen gezogen. Welch eine Sonne, welch ein Licht! Waren wir eine halbe Stunde im Freien, dann wurde es besser und wir gewöhnten uns langsam an das Licht und den Schatten und die Helligkeit überall. Der grosse Markt, wo alles zum Kauf angeboten wurde, strahlte im Sonnenlicht, dass alle Gegenstände glänzten und flimmerten; dann durch eine schmale, dunkle Gasse nach der Höhe, von wo aus man den Weg sehen kann, auf dem man die Berühmtheit von Burgos erreicht, den grossen, alles verkleinernden Dom; denn eigentlich ist ganz Burgos angelegt als die Umgebung dieses Prachtgebäudes, das erbaut wurde in einer Zeit, da die Menschheit nichts und die Kirche alles war.

Geht man von der Plaza Major, dem grossen Markt, geradezu durch Strassen und Gassen nach dem Dom, dann sieht man nichts von dem grossartigen Gebäude, da es ganz von

kleinen Häusern und niedrigen Mauern umringt ist. Darum gingen wir, wie uns unser Doktor gesagt hatte, einen abgelegenen Weg entlang, bis wir zu einer sandigen Hügelreihe kamen. Hier brannte die Sonne so heiss, kein Mensch, kein Tier war da zu finden, aber gerade vor uns stand das erhabene Bauwerk. Es war erstaunlich zu sehen, wie kleinlich die umliegende Stadt war und wie die reichgeschmückten Türme der Hauptkirche sich in die Luft erhoben. Wir gingen den holprigen Hügelweg hinab und traten in das Hauptportal ein. Alles war hier im tonigen Schatten gegenüber dem Sonnenlicht draussen; alles war hier kühl gegenüber der Wärme auf jenen Höhen; alles war vornehm und prächtig gegenüber der Nacktheit und Armut von vorhin. Hoch und erhaben standen die Pfeiler neben einander, um das prächtige Gewölbe zu tragen, das voll herrlicher Linien und Verzierungen war. Man weiss nicht, wohin man zuerst sehen soll, es ist ein überwältigender grossartiger Eindruck. In der Zeit, da solche Kirchen gestiftet wurden, war dies der Ort, wo alles zusammengebracht wurde, dies war das Museum, das Archiv, der Platz, wo Huldbeweise und Erinnerungen an längstverstorbene Heilige und Fürsten aufbewahrt wurden; ach, wen interessieren all diese vergangenen, meist unbedeutenden Grössen.

Bei einer der schönsten Kapellen hielten wir still; hier stand ein junger Mönch mit kahlem, von einem Kranz pechschwarzer Haare umgebenen Haupte; er hatte uns sofort als Fremde erkannt; er war barfuss und trug eine dicke, braune Kutte, die seinen breiten Nacken bloss liess; er hatte schwarze, tiefliegende Augen, und indem er uns begrüsste, wies er auf den Ring mit Schlüsseln, den er an seinem Gürtel trug, zum Zeichen, dass er überall ein- und ausgehen konnte, um die Reliquienschreine, die Gitter vor den Privatbetstühlen zu öffnen und uns durch diese labyrinthische Pracht zu führen. Er zeigte uns alles: die historischen Gräber auf dem Fussboden, die

seltsamen Bilder hoch in dem Gewölbe; er schloss vergoldete Gitter zu marmornen Prachtgräbern auf und öffnete die Kapellen, in denen nur an einzelnen Tagen Gottesdienst abgehalten wurde. Er schob Gardinen von herrlichen Gemälden zur Seite und entzündete kleine Kerzen, um uns in einigen Ecken die Wunder der Verzierungen zu zeigen. So wanderten wir mit unserm geistlichen Führer von einem Ende der Kirche zum andern, stiegen auf den mit herrlichen Bildhauereien verzierten Chor und gingen die Treppen hinunter nach einem dunklen Grabgewölbe. Wir fragten ihn, ob diese Arbeit sein ganzes Leben lang nicht sehr eintönig sei, aber mit Nachdruck erwiderte er, dass er sich glücklich preise, in so frommer Umgebung leben und sterben zu können. Es war seine heilige Ueberzeugung, und wir fühlten, dass er glaubte, niemand könne sich ruhig niederlegen, wenn er nicht ein gläubiger Katholik wäre, und dass die Segnungen des katholischen Glaubens allein uns mit dem irdischen Dasein aussöhnen können. Wir liessen den Mann sein Glaubensbekenntnis ruhig aussprechen; wozu ihn mit Fragen quälen; wir gaben ihm unsere Pesetas, und er dankte freundlich.

Die Sonne, das grosse, helle Licht, brachte uns wieder in die übliche Reisestimmung; wir lachten und scherzten wieder, als wir das holprige Pflaster von Burgos unter unsern Füssen fühlten, und halfen dem Eseltreiber, seine Tiere mit Geschrei und Schlägen durch die engen, krummen Strassen zu führen. Wir spazierten auf dem Espelon, einem herrlichen Platz, umher, besahen uns die exotischen Pflanzen, die dort standen und amüsierten uns mit den braunen, bunt gekleideten Mädchen, die schwatzend und umringt von vielen Kindern auf und ab gingen. Wir traten in Kaffeehäuser ein, die jetzt um die Mittagszeit bereits überfüllt waren und in denen eine Menge Leute in einem dichten Cigarettenqualm sassen, würfelten und spielten.

Ein Landweg, nur für Fussgänger passierbar, mit Kieselsteinen belegt, mit kurzem Gras und Moos bewachsen, war unser Spazierweg nach dem nahen, berühmten Kloster. Wir kannten nichts angenehmeres, als ohne Wegweiser durch dieses fremde Land zu irren; da auf dem ganzen Wege kein Bauernhof oder sonst etwas lag, sahen wir das alte Gebäude bereits von ferne.

Es war ein ummauerter Platz, auf den wir durch eine halb verfallene Pforte traten. Ein grosser, wüster Raum, von fremden Unkrautpflanzen überwuchert, uneben, mit Steinen und Sträuchern. Am Ende desselben ein grosses Gebäude, dessen Eingang mit einem hohen, mit schönen Bildhauerarbeiten verzierten Thor verschlossen war. Hier sass auf der grossen Marmorschwelle ein armseliges Geschöpf in malerischem Elend. Aus einem Haufen Tücher und Lappen schaute ein feingezeichneter Frauenkopf hervor, umringt von dichten schwarzen Locken; mit ihren braunen Armen drückte sie ein bleiches, mageres Kindchen an ihre blosse Brust. Unbeweglich sass sie da, als träumte sie und bemerkte uns nicht, aber als wir näher kamen, richtete sie sich auf, bewegte den grossen Klopfer und kauerte dann wieder nieder in Erwartung des Almosens, das sie für den Dienst, den sie dem Besucher des Klosters erwies, zu empfangen hoffte.

Wir hatten nicht viel Zeit, die dunklen, braunen Farbenschattierungen und die nackte Armut dieser spanischen Bettlerin zu studieren, denn die grosse Gestalt eines weissgekleideten Mönchs mit kahlem Haupt und blossen Füssen erschien auf der Schwelle. Wir fragten, ob es erlaubt sei, einzutreten. Es erfolgte keine Antwort. Das kahle Haupt zur Erde geneigt, zeigte er nach innen, zum Zeichen, dass wir eintreten sollten. Die Thür fiel hinter uns zu, und alles war wieder still, still wie ein Grab.

Eine grosse Kapelle war das erste, was wir betraten, und

eine ähnliche Gestalt als die, welche uns geöffnet hatte, lag mitten vor dem Altare, das Gesicht auf der ersten Stufe des Heiligtums. Er rührte sich nicht; er schien in Anbetung versunken und merkte nicht, dass sich etwas um ihn her bewegte; an der Seite sass eine andere weisse Gestalt, die in einem Buch zu lesen und zu beten schien. Wir fragten ihn, ob er uns durch das Kloster führen könne, aber kein Laut kam über seine Lippen. Auch er neigte das kahle Haupt zur Erde und legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf den Mund; da begriffen wir, dass wir uns in einem Kloster befanden, in dem die menschliche Stimme nicht vernommen

werden darf; sogar die Gebete mussten flüsternd, still vor sich hin gesprochen werden. Nichts darf hier die Andacht derer stören, die sich aus der Welt in dieses starre Grab zurückgezogen haben. Auf den Zehen schlichen wir fast unhörbar durch das Kloster, durch den Garten, in dem sich ein mit einem zierlichen, schmiedeeisernen Gitter umgebener Brunnen befand, und durch die langen Gänge. Hier und da sass eine weisse Gestalt mit einem Buch in demütiger und musterhafter Haltung, und andere knieten in stiller Betrachtung, einige mit ausgestreckten Armen oder mit zusammengefalteten Händen ein marmornes Heiligenbild umfassend. Nichts war zu hören; nichts als das Ticken des Pendels einer grossen Uhr unterbrach die Stille, und ihr hallender Schlag erklang in der Stille und lenkte die Andacht auf sich, der einzige Gegenstand, der gehört wurde und der seiner stummen Umgebung den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit verkündete. Am Ausgang stand eine Büchse, und wir opferten gerne unsern Beitrag für diese Stiefkinder der Lebensfreude.

Am andern Tage reisten wir ab nach Madrid.

MADRID.

Madrid ist eine herrliche, grosse und blühende Weltstadt, und wenn die Sonne scheint oder der Mond am Himmel steht, ist es ein wahres Vergnügen, durch die breiten Strassen mit Läden, Kaffeehäusern und Schaustellungen jeder Art zu schlendern. Parks mit herrlichen Wegen und reichem, mannig-

faltigem Pflanzenschmuck. Droschken, Omnibusse, oft prächtige Equipagen entwickeln ein geschäftiges, fröhliches Treiben.

Die grösste Eigentümlichkeit Madrids ist die Nacht. Madrid scheint nie zu schlafen. Alles spaziert und schwatzt um zwei, drei Uhr nachts auf der Puerta del Sol. Zeitungen, Erfrischungen, Lotterielose und Lieder werden noch mit lauter Stimme feilgeboten, und erst, wenn der Morgenstern aufgeht, scheint man sich zur Ruhe zu begeben.

Der erste Morgen in Madrid fand uns alle drei ohne Absprache bereits früh im Frühstückszimmer; wir gönnten uns kaum die Zeit, unser Frühstück zu verzehren. Das grosse Bild Velasquez de Silvas, das uns im Museo del Prado gezeigt werden sollte, hatte uns schon längst den Schlaf geraubt. Wir durcheilten die Strassen von Madrid, als sei dort für den Fremdling nichts zu sehen oder zu beobachten. Erhitzt und ermüdet kamen wir vor dem grossen Gebäude an, aber um unsern Hunger nach den spanischen Gemälden etwas zu dämpfen, stand ein grosser kostümierter Museumsdiener da, der uns eine »annuncia« zeigte, die auf die Mauer geklebt war, und woraus wir entnahmen, dass man in Madrid nicht zu früh bei der Hand sei. Noch eine Stunde, noch eine ganze Stunde hatten wir das Vergnügen, warten zu müssen. Dann nur spazieren in dem umliegenden Park; denn dies Museum hat das Vorrecht, von herrlichen Bäumen und Spazierwegen umgeben zu sein, und kühle Ruhebänke von grauem Stein sind überall in der Nähe angebracht. Ich streckte mich auf einem dieser herrlichen Sitzplätze aus. Meinen Kopf nach hinten gebeugt, sah ich, dass der Himmel in Madrid beinahe ebenso schön ist als bei uns: ich sah allerhand und träumte noch viel mehr, bis man mich endlich aus meiner sonderbaren Haltung und meinen Träumen aufrüttelte: die Thüren waren geöffnet!

Eine hohe breite Marmortreppe hinauf, über eine grosse Terrasse, durch eine weite Thür — und wir sind am Orte

unseres Verlangens. Ein grosses, freundliches und angenehmes Museum ist das von Madrid. Keine prunkenden, prächtigen Möbel oder zur Schau gestellte Sachen, und doch fürstlich und grossartig. Es ist gemütlich und bequem; keine eisernen Barrieren; man kann sich mit der Nase auf die Gemälde legen und, wenn man Lust hat, dieselben mit der Lupe besehen; kein Firniss, dass man verrückt davon wird; es ist überall schönes Licht, das durch grosse, aber nicht zu grosse Oeffnungen fällt. Es kam mir vor, als ob die Wächter und Diener witterten, welcher Art die verschiedenen Museumsbesucher waren. Sie begleiteten eine Gesellschaft Bauern und Bäuerinnen, die auch das Museum besichtigten, und sorgten dafür, dass diese Leute die anderen Menschen, die sich alles genauer ansahen, nicht hinderten. Sie unterschieden immer die Künstler und eigentliche Kunstfreunde, Schriftsteller und Interessenten von denen, die wie gewöhnliche Touristen in hellen karrierten Anzügen und mit roten Reisebüchern die Säle des Museums durchschnüffelten. Als sie gesehen hatten, dass ich von Zeit zu Zeit wieder zu demselben Gemälde zurückkam und mich mit meiner Gesellschaft darüber unterhielt, wurde mir stets ein Stuhl angeboten; sie gaben mir Nachricht, wo meine Freunde geblieben waren, wenn wir uns in dem Eifer des Schauens verloren hatten, ja, ich glaube sogar, wenn ich mich unwohl gefühlt hätte von dem vielen Schauen, würden sie mir ein Tischchen mit einer Erfrischung gebracht haben.

Aber glücklicherweise war von Unwohlsein keine Rede; es war viel zu viel Zerstreuung dort, um daran zu denken. Gierig fassten wir den ersten besten Saal an, denn wir sahen da schon einen Velasquez; aber jetzt geradezu nach dem grossen Saal durchzugehen, bei dem das Museum eigentlich anfängt, war unmöglich; denn wir konnten doch nicht an dem Gemälde vorbeigehen, welches wir durch eine kleine Oeffnung im Nebensaal bemerkt hatten. Es war denn auch der Mühe wert.

»Sieh da,« sagten wir, indem wir uns mit den Ellbogen anstiessen, »das ist er nun.« Eine herrliche Landschaft mit feiner, blauer Luft, durch die sich helle Streifen zogen; und da hindurch ritt auf einem kostbaren braunen, lebhaften Füllen ein junger spanischer Prinz in einem vortrefflichen Kostüm. Ich fand das Pferd am schönsten, mein Sohn den Prinzen und Erens die Landschaft. Wir lachten vor Vergnügen und liefen schnell zum Saal hinaus, zur grossen Thür hinein: sieh da! Ein grosser, geräumiger, hoher Saal, in dem überall Velasquez, Murillo, Tizian und Raffael zu sehen waren, aber Velasquez am meisten.

»Nach dieser Seite,« sagte mein Sohn, »seht, da hängt die berühmte »Uebergabe von Breda«. »Nein,« sagte ich, »seht dort, dort hängt ein prächtiges Porträt von Olivarez zu Pferde, noch eins daneben und noch eins, Porträts dreier Hofnarren und ein grosses Interieur mit Prinzessinnen mit Velasquez-Haar. Welch prächtiger Hund liegt dort auf der Erde, wie gut konnte er Tiere malen, Pferde, Hunde, Affen, als ob es nichts wäre; und dann der Himmel, und diese einfache Art des Malens, unvergleichlich, er hat seinen Ruhm nicht umsonst. Aber einer der Wächter, der unsere unverhohlene Bewunderung für Velasquez bemerkte, zeigte nach der etwas weiter liegenden Thür, durch die man in einen andern Raum gelangte. Wir konnten in diesen Saal unmöglich eintreten, ohne alle drei wie auf Kommando den Hut abzunehmen, solch ein Hauch von Erhabenheit, solch eine Harmonie der Schönheit kam uns entgegen. Wir begriffen den Wächter; hier hingen wieder drei, vier, fünf der schönsten Werke des grossen, spanischen Künstlers. In der Mitte des Saales die »Teppicharbeiterinnen« und diesen gegenüber die »Trunkenbolde«, dies letztere kräftig braun, charakteristisch und hart gemalt, das andere weich, fein, zart und freundlich. Auf den »Hilanderas« oder »Teppicharbeiterinnen« ist das

Hervorragendste eine schöne, grosse Frau mit blondem Haar und blossem Hals und Armen; sie ist bei ihrer Arbeit, man möchte fast sagen, ein lebensgrosser Terburg, wohl etwas kräftiger und breiter, aber die Farbe, die verführerische, sie ist da mit all ihrer weichen Zartheit, ihrer blonden Schönheit. Aber etwas weiter im Saal, da steht ein lebensgrosser Kerl und spricht; es ist ein Hofnarr, er hat, glaube ich, ein Stückchen Papier in der Hand und deklamiert. Ja, er thuts, wie lebendig er dasteht und seine Hand ausstreckt, um durch Gesten seine Worte zu verdeutlichen. Breit, gross und lebendig ist es — ich hatte noch nie so etwas gesehen.

Velasquez ist ein Maler, wie man ihn sich in der Jugend vorstellt. Eine grosse Leinwand, schmale und breite Pinsel, und man malt darauf mit lustiger Hand einen Reiter zu Pferd, lebensgross in einer herrlichen Landschaft mit blauer Luft und lichten Wolken. Gekleidet in einen losen Kittel aus braunem Sammt, mit schwarzem Schnurrbart und tiefliegenden Augen steht er da und pinselt mit kundiger Hand eine grosse Leinwand mit lebensgrossen Figuren voll. Er zeichnet nicht tiefsinnig oder genau, aber gross und treffend; er sucht nicht, er müht sich nicht ab, wirft nicht verzweifelt um sich mit Pinseln und Stühlen, sondern ist ernst und überlegend. Voll Liebe für dasjenige, was er schafft, setzt er sich einen Augenblick nieder, um von seiner rüstigen Arbeit auszuruhen, und studiert aufmerksam das Modell, welches vor ihm steht und auch ausruht von der Pose für einen Trompeter. Dann erhebt er sich wieder, um einige Stunden ohne Pause stehend zu arbeiten, bis er durch die Ankunft einiger Höflinge, vielleicht des Königs selbst, die mit Wohlgefallen seine farbenreiche und klare Arbeit bewundern, gestört wird.

Quel peintre et quel talent! Und wir stehen hier und suchen zu begreifen, was solch' ein Mann in solcher Umgebung gefühlt haben muss, wir Maler ohne Mut, ohne Modelle, ohne Hof,

König oder Kaiser, um stolz darauf zu sein. Ein Bildchen von kaum ein paar Metern beängstigt uns, und der König lacht über das, was wir ihm auf einer Ausstellung lebender Meister zeigen, und wir kriechen in unsern Winkel und sind Maler in Zweifeln und freudloser Arbeit. Alles Nachdenken hatte bei uns aufgehört; wir wollten in dem Augenblick nicht wissen, dass jede Zeit wieder andere Kunst und andere Künstler hervorbringt, und dass jede Aeusserung der Kunst das Recht des Bestehens hat.

Ach, wir konnten es nicht ändern, gerührt, ja, vernichtet waren wir durch den Anblick so vieler Meisterwerke; wir verlangten nach draussen; wir hatten schon genug Aufregung gehabt; wir wollten fahren, laufen und Mutwillen treiben.

An dem Tage sahen wir uns keine Gemälde mehr an.

KIRMESS.

In unmittelbarer Nähe Madrids liegt ein herrliches Feld, das ein Thal formt zwischen Madrid und einem benachbarten kleinen Gebirge. Man geht aus der Stadt langsam den malerischen mit Bäumen bepflanzten Weg hinab, und unten sieht man sich von reich bewachsenen Wiesen und Hügeln umringt, aber über allem sieht man aus der Tiefe die ganze Stadt Madrid mit ihren grossen und kleinen Häusern, Türmen, Kirchen und Schlössern aufsteigen. In diesem Thal feierte man an dem Nachmittage das Fest von San Isidro.

Es war eigentlich eine Bauernkirmess; eine lange doppelte Reihe leichtgezimmerter Buden, deren leinene Bekleidung lustig

im Winde wehte. Da waren Gelegenheitsbazare, in denen wunderliche Dinge verkauft wurden, bewegliche Figuren, Scenen aus Stierkämpfen, tanzende und trommelnde Puppen, Berge und Landschaften aus Zucker.

Etwas weiter waren Buden aufgeschlagen, in denen gekocht und gebacken wurde; da verbreitete sich ein Geruch von schlechtem Fett, mit dem die Backware zubereitet wurde. Hunde und eine Schar Kinder liefen schnüffelnd und bettelnd umher.

Der grösste Teil des Feldes aber wurde von den das Fest feiernden Tänzern eingenommen, die auf spanische Art mit Daumen und Zeigefinger klatschten und mit den Füssen im Takte der Töne einer klimpernden Guitarre oder eines Tambourin stampften.

Bevor wir die Tänzer erreichten, wurden wir durch einige Gitanos oder schreiende Zigeunerweiber aufgehalten, graue Haare und allerhand Lappen flatterten um ihre Köpfe; braun und hart wie Holz war ihre Haut, und wenn man es nicht besser gewusst hätte, hätte man glauben müssen, wir würden mit Haut und Haar aufgefressen werden. Teuflisch lachend und begierig sahen sie uns mit ihren pechschwarzen Augen unter starken Augenbrauen an und streckten ihre braunen, schwieligen Hände nach uns aus. Eines dieser lieblichen Dämchen ergriff meine Hand und in einer Sprache, von der ich nichts verstand, deutete sie mir die Geheimnisse, die aus den Linien meiner Hand zu prophezeien waren. Glücklich entkamen wir bald dieser rohen Gesellschaft, nachdem wir einige Geldstücke gespendet hatten, und drängten uns durch die Reihen der Umstehenden, um eine Tänzerin zu sehen, die auf dem herrlichen grünen Teppich einen Tanz ausführte, der mir am besten von allen gefiel.

In einem olivgrünen Seidenrock, der sich zierlich um ihre schlanke Gestalt legte und mit einem hellen, geblümten Tuch

um ihren blossen Hals und ihre Brust, an der eine Rose prangte, setzte sie ihre Füsschen in den hellen Seidenschuhen graziös und zierlich auf die Erde. Aber sie tanzte nicht nur mit ihren Füsschen; ihr ganzer Körper, ihr Kopf und vor allem ihre Augen tanzten mit. Ihr Partner war ein Junge von 14—16 Jahren, vielleicht ihr Brüderchen, den sie zu gebrauchen schien, um während des Tanzens auf dem grünen Felde ihren Bewegungen Stütze zu verleihen. Manchmal beugte sie sich nieder, wenn sie ihn zärtlich umschlang und hob dann wieder ihr Köpfchen, auf dem ein glänzendes Diadem prangte, empor, als wolle sie den Himmel zum Zeugen ihrer tiefen Gefühle anrufen. Vielleicht stand ich sehr bewundernd vor ihr. Dann und wann wenigstens sah sie mich mit ihren schwarzen, sanften Augen still geheimnisvoll an; wenn sie mir ihren Kopf zuwandte, war es mir, als wollte sie sagen: »Komm nur her zu mir, und ich lasse den Jungen sofort laufen.« — O, eitler Selbstbetrug eines alten Mannes! Kaum hatte ich diese Bemerkung gemacht, als sie sich mit einer zierlichen Bewegung nach der andern Seite drehte und den Leuten, die mir gegenüberstanden, dieselben einnehmenden Zeichen machte. Nein, das war keine Sucht nach Eroberungen, was sie beseelte; sie tanzte, um zu tanzen, und um ihrer Passion für Bewegungen freien Lauf zu lassen. Im Norden würde man solche Gebärden für etwas ganz anderes ansehen; hier war es die Eigenart der spanischen Frau, welche das Bedürfnis hatte, sich zu bewegen und zu tanzen, und weiter nichts.

»Sieh Dich mal um,« sagte mein Sohn, und als ich mich umdrehte, meinte ich wahrlich, zwei lebende Standbilder zu Pferde dicht neben mir zu sehen. Prächtige Figuren in der Gestalt von zwei unbeweglich auf hohen Pferden sitzenden Alguacils, Polizeisergeanten. Gekleidet, wie Napoleon auf dem Schlachtfelde von Waterloo abgebildet ist, mit dem

wohlbekannten Dreimaster und dem Rock mit umgeschlagenen Schössen, weisser Tuchhose und hohen Reitstiefeln sassen sie kerzengerade auf ihren Schimmeln und blickten über die Menschenmenge, die wie eine See um sie wogte. Die Bewegung und das Gewühl um uns nahm zu und ermüdet suchten wir einen Sitzplatz unter einem Segeltuch, das durch einige Stangen hochgehalten wurde und unter dem den Besuchern ein grober Tisch und eine grosse, lange Bank angeboten wurde. Alles um uns klimperte auf der Guitarre, sang und tanzte; wir tranken den spanischen Manzanilla und glaubten in dem allgemeinen Rausch von Fröhlichkeit und Vergnügen mitzuthun.

Es begann spät zu werden. Madrid mit all seinen Häusern und Türmen in der Ferne war nichts mehr als eine dunkle Masse, die sich scharf gegen das warme Blau des sommerlichen Abendhimmels, durch den goldene Streifen mit glühenden Rändern zogen, abzeichnete. Die Festfreude schien jetzt erst recht zu beginnen. Hier und da schimmerten kleine Lichter in den Zelten und Verkaufsbuden, und aus der Dunkelheit tauchten fortwährend lachende und schäkernde Paare auf. Wir glaubten nun, San Isidro genug geopfert zu haben, stiegen wieder den nach der Stadt längs dem Prado und den Parks führenden Fusspfad empor und kamen über die mehr als belebte Puerta del Sol wieder wohlbehalten in unserm Hotel an.

WIEDER DER PRADO.

Am folgenden Morgen war unser Verlangen nach dem Museo del Prado wieder erwacht. Wir wollten uns nun auch die andern Meisterwerke ansehen. Das Museum ist erstaunlich reich an schönen Sachen. Indem wir über die Verdienste des tüchtigen Ribera sprachen, waren wir an den Eingang eines langen Saales gekommen, als ein mit Palette und Pinseln bewaffneter junger Mann von einem hohen Gestell herunterkletterte, auf dem er gestanden hatte, um ein Gemälde zu kopieren, und auf uns zu trat. »Verzeihen Sie, ich konnte es dort oben nicht mehr aushalten, als ich Sie holländisch sprechen hörte. Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle; ich hatte schon gehört, dass Sie Spanien besuchen wollten, und es freut mich, dass ich Ihnen hier vielleicht behilflich sein kann.« Es war Herr Govaerts, ein junger, talentvoller Künstler, der auf unserer Malerakademie zu Amsterdam den Preis erworben hatte und nun auf Kosten des Gouvernements Studienreisen durch Italien und Spanien machte.

Ich musste mich daran erinnern, wie sehnsüchtig auch ich in meiner Jugend gewünscht hatte, solch einen Preis zu erlangen, und wie ich das Glück einiger meiner französischen Freunde beneidete, die jung, kräftig, voll Hoffnung und Mut, ohne jede Sorge für ihren Unterhalt in einer Villa in Rom in dem herrlichen, sonnigen Italien fünf Jahre durchbringen durften;

und doch stand ich jetzt hier durch die Gunst des Schicksals, wenn es auch ohne Akademiepreis war.

Wir wollten gerade in einen andern Saal eintreten, als wiederum eine grosse, stattliche Gestalt freundlich grüssend auf mich zukam. »Quel bonheur! cher maitre, de vous retrouver dans une si belle collection!« rief er mir zu. Es war ein französischer Kunstkritiker, der mich früher einmal besucht hatte und durch dessen Bekanntschaft ich erfuhr, dass nicht alle Schreiber über Kunst nichts davon verstehen, dass nicht alle Schreiber über Kunst sich anmassen, es besser zu wissen, als die Künstler selbst, und dass es wirklich Schreiber über Kunst giebt, die gefühlvoll, einfach und doch gelehrt sein können.

»Eh bien!« sagte mein französischer Freund, »habe ich Ihnen zu viel gesagt über den herrlichen Velasquez?« — — Erens behauptete, dass es gegenwärtig Mode sei, Velasquez über Rembrandt zu stellen. »Es ist wahr,« sagte ich, »ich habe es öfter gehört; aber ich glaube, dieses Urteil ist leichtsinnig. Und ist Velasquez ein noch so tüchtiger Maler, das ist Rembrandt auch; aber dieser ist noch viel mehr; hätte Rembrandt nie einen Pinsel in die Hand genommen, so würde er durch seine Radierungen allein schon einen ersten Platz unter den bildenden Künstlern einnehmen. Die Vortrefflichkeit seines Malertalents ist nur ein kleiner Teil des grossen Genies, dieses mit so vielen Facetten geschliffenen Edelsteines; die Wahl der Motive, die Naivität, die Poesie seines düstern, geheimnisvollen Effekts, das Tiefsinnige und Virtuose seiner Behandlung.

»Köpfe wie die »Staelmeesters« hat Velasquez nie malen wollen. Das Haar bebt, die Augen sehen, die Stirn faltet sich. Ich bin zum ersten Male in Madrid, und es freut mich, das für mich so neue Talent Velasquez' bewundern zu können. Aber sehe ich sein Meisterwerk »las Lanzas«, und denke ich an Rembrandts »Nachtwache«, dann beschaue ich das spanische

Meisterwerk sicher noch mit grossem Entzücken und wahrer Freude, aber in Gedanken schrecke ich vor der »Nachtwache« wie vor einem Wunderwerk zurück. Das ist ein Pinsel von einer Breite, wie ihn noch nie jemand geführt hat. Alles, was die Malerei vermag, ist hier vereinigt, Naturwahrheit und Phantasie, höchste Meisterschaft in der Ausführung und über allem ein Zauber von Licht und Schatten, der ihm allein eigen ist. Es war ein eigenartiger Geist, dieser Rembrandt, in dem das dichterisch Geheimnisvolle des Nordens mit der Wärme und Virtuosität des Südens vereinigt war.

Ruhig und still dagegen strahlt drüben an der Wand das Werk von Velasquez. Er arbeitet, aber kämpft nicht; er fühlt herrlich, aber streitet nicht; das dumpfe Schweigen in dem Dunkel Rembrandts und sein Ringen nach dem Unendlichen und Rätselhaften kennt er nicht; ruhig und sicher thront er auf dem durch ihn hier eingenommenen hohen Platz; aber die Kunst Velasquez' umfasst nur seinen eigenen Kreis, die Rembrandts lebt mit jedem Menschenleben mit und strebt dann noch nach dem Historischen und Unsichtbaren.«

Mein Franzose nahm ein niedliches Schächtelchen mit Chokolade aus der Tasche, das er auf Ausstellungen nötig zu haben behauptete; er bot mir daraus etwas an und sagte: »Vous vous êtes échauffé, ça vous fera du bien«; dann nahm er mich freundlich bei der Hand und brachte mich vor das Porträt eines Kardinals, welches von keinem Geringeren als Rafael gemalt war. Da stand ich mit offenem Munde und konnte nicht vom Fleck. Ein Stuhl wurde gebracht, und ich konnte mich, ohne zu ermüden, in dieses moderne Meisterwerk vertiefen. Ich sage »modernes Meisterwerk«, denn dieses Porträt macht auf jeden den Eindruck, als ob es allen Zeiten angehöre. Keine Farbenschönheit, keine Kunstfertigkeit, nur der Gedanke, die Seele, der Charakter des Mannes trifft, fesselt und verführt uns. Eine

seltene Sparsamkeit mit Licht und Farben, es ist der Triumph des Formenadels. Es ist eine hohe Gestalt; das Gesicht spricht von Enthaltung und Frieden. Die Augen sind tief und durchdringend, und die fahle Blässe der mageren Wange kennzeichnet den Mann des Klosters und der Kirche. Die fein gebogene Nase verrät die adlige italienische Abstammung und die leicht aufeinander gepressten Lippen den Mann der Ueberlegung und Sanftmut. Dieses eine Porträt enthält mehr Poesie als manches dort hängende Gemälde von Heiligen und Engeln.

Diese Heiligen, Madonnen und Engel sind hier in Menge vorhanden; die Titel, die mit »La Virgen« und die »Jungfrau Maria« anfangen, sind unzählige. Wenn man nie daran gedacht hätte, historische Figuren aus dem Christentum auf die Leinwand zu bringen, dann glaube ich, dass in einem Museum, wo unter andern Meisterwerken sich ein Gemälde befindet, welches Maria vorstellt, die sich mit Thränen der Verzweiflung in die Arme der sie umringenden Frauen wirft, und dahinter hoch erhoben das Kreuz, an dem der edle Sohn, das Haupt neigend, sterbend auf sie sieht, dass die Rührung eines solchen Schauspiels die ganze Umgebung vernichten würde. Aber wenn sich dieses schöne Motiv hundert und aber hundert Male wiederholt, wenn es gleichsam als Aushängeschild religiöser Orte benutzt wird, wenn man, wie hier, Säle und Säle voll solcher mehr oder weniger guten Gemälde sieht, dann muss man seine ganze Kunstgerechtigkeit aufbieten, um ihnen noch ferner seine Andacht zuwenden zu können; und so gingen wir denn an einer grossen Menge kostbarer Malereien vorbei und erkannten deutlich, dass auch dies dazu beitrug, den grossen Sieg Velasquez' zu fördern, da seine religiösen Darstellungen hier mehr in der Minderzahl vorhanden waren. Wir begrüssten den Meister dieser glücklichen Gaben wieder und wieder und gingen dann durch den sonnigen Park nach Hause.

STIERKAMPF.

Auf dem Platz Puerta del Sol und in der Strasse von Alcala war alles in Aufregung. Kutscher schrien und jagten an einander vorbei; Stellwagen mit Maultieren bespannt wurden jeden Augenblick von Jung und Alt erstürmt, um nur fortzukommen. Alles rannte, alles jagte, durch die Strasse von Alcala nach dem Plaza de Toros zu kommen, auf dem der sonntägliche Stierkampf heute stattfinden sollte. Auf dem ganzen Wege liefen Zeitungshändler, die bunte Bilder von Stieren und Toreadors verkauften, den Fahrenden nach. Es war ein höllisches Leben in der langen Strasse, bis man die Arena erreichte. Hier war alles Verwirrung und Geschäftigkeit, man wurde von einem Eingang nach dem andern verwiesen, während auch hier die grossen unbeweglichen Alguazils von ihren hohen

Rossen herab die Menge übersahen. Tausende und Tausende Neugieriger bestürmten gleich uns die verschiedenen Eingänge des Gebäudes; mit Ellbogenstössen und der Gefahr, Hüte und Brillen einzubüssen, kamen wir endlich hinein.

Immer das prächtige Schauspiel dieses grossen, runden Bogens, über den die reine blaue Luft, die Sonne die Schattenlinie wirft, die das halbe Gebäude einhüllt. Alles war überfüllt, fröhliches Schwätzen, Suchen nach Plätzen, von der einen Treppe nach der andern kletternd, Apfelsinenwerfen aus der Arena nach oben und Geld und Papierchen nach unten. Mit der unentbehrlichen Cigarrette im Munde standen Trupps Spanier zusammen und besprachen mit viel Gebärden die Vorzüge der Stiere, und Tausende lachender, zierlich gekleideter Señoritas konnten die Fächer nicht schnell genug bewegen, um sich Kühlung zu verschaffen. Endlich sah ich, dass etwas besonderes geschah. Die Ratsherren waren in ihrer Loge erschienen, jeder eilte auf seinen Platz, die Musik setzte ein.

Als die Musik noch spielte, kamen in prächtigem Aufzuge die Teilnehmer an dem Kampfe in malerischer Kleidung, mit ausfestonnierten Röcken, seidenen Kniehosen, Seidenstrümpfen und flachen Schuhen. Einige zu Pferde mit Lanzen bewaffnet, andere mit roten Mänteln um die Schultern oder auf dem Arm. Es sah aus wie eine Hochzeit mit glänzenden Kostümen. Alle stellten sich vor den Ratsherren auf. Der Anführer der Truppe, der Espada, begrüsste den Gemeinderat und die jauchzende Menge und warf sein Sammtbarett hoch in die Luft; da erklang das Zeichen, ein kreischendes Trompetensignal, und der erste Stier stürmte in die Arena.

Solch einen Sensationsmoment kann nur ein Stierkampf bieten; man hält betroffen den Atem an beim Anblick des wüsten Ungeheuers, das aus der Oeffnung springt. Seinen gewaltigen Kopf mit den Hörnern hält er bereit, aber er ist zuerst verwirrt durch die glänzende Umgebung; ungeduldig

stampft er mit den Hufen; da sieht er ein erreichbares Etwas, es ist ein Mann, der ihm einen roten Lappen vorhält, er rennt darauf zu, die Gestalt flieht, der Stier holt sie ein und stösst seinen Kopf gegen den schwachen Körper; nein, der Stoss erreicht nur den roten Lappen, der Mann ist behende zur Seite gesprungen. Aber da stellt sich wieder ein anderer und wieder ein anderer auf; nun läuft er rasend bald auf den einen, bald auf den andern los, doch er erreicht immer nur die roten Lappen und bleibt dann verwirrt vor einem Reiter stehen, das ist der Picador. Ein Stoss mit dessen Lanze macht ihn noch wütender, Schaum läuft ihm aus dem Maul, und er wirft dann meistens das Pferd und seinen Reiter mit einem einzigen Ruck auf die Erde, dass es kracht. Die Lage des Picador ist dann nicht beneidenswert; er liegt unter dem Pferde und über sich sieht er die glühenden Augen des Stieres, der seine Hörner auf ihn richtet; aber die roten Lappenträger drängen sich nun um den Stier und trachten ihn dadurch wieder von seiner Beute abzulenken, was beinahe immer gelingt, obwohl der Picador meistens hinkend und verwundet und das Pferd blutend aus diesem Zusammenstoss hervorgehen. Der Stier schnaubt und brüllt, rund blickend nach etwas, das er mit seinen Hörnern durchbohren kann; sieh, da stellt sich gerade mitten in die Arena ein schwächliches, fein in Seide gekleidetes Figürchen vor ihn hin. Es hebt beide Arme in die Höhe und reizt den Stier, auf sich zuzukommen, es hat in jeder Hand ein Stäbchen, an dem Fähnchen hängen, die lustig im Winde wehen, die aber am Ende verräterische eiserne Widerhaken haben. Der Stier fliegt auf dasselbe zu und in demselben Augenblick stösst ihm der Banderillero die Haken in den Nacken, der Stier fliegt vorüber, an beiden Seiten seines starken Halses geflaggt. Ein ohrenbetäubender Applaus, Geschrei und Werfen mit Hüten und Cigarretten folgt dieser That; der Stier schüttelt rasend hin und her und

kann die geflaggten Haken nicht entfernen. Dann steht er nach Atem schnaufend still und ein zweiter, oft ein dritter Banderillero kommt. Aber nun ist es genug; der entscheidende Augenblick ist gekommen.

Da nähert sich blossen Hauptes der Espada, in der linken Hand einen roten Mantel, in der andern einen Degen. Langsam und ruhig geht er auf das wütende Ungeheuer zu, das plötzlich stillsteht und seinen Angreifer lange ansieht, erschreckend vor dem Manne, der es so kaltblütig zu bedrohen wagt. Der Espada nähert sich mehr und mehr dem Stier, er steht ihm unmittelbar gegenüber und schlägt ihn wiederholt mit dem roten Mantel um seinen Kopf; dann geht er einen Schritt zurück, um mit der Spitze seines Degens den richtigen Platz zu suchen, um das Tier zu treffen. Der Stier wartet seinerseits ebenfalls auf den richtigen Augenblick, und gerade wenn er seinen gewaltigen Kopf niederbeugt, um den Verwegenen aufzuspiessen, dringt ihm das Schwert des Espada tief in den Nacken. All die zehntausende Zuschauer stehen auf und sehen hin, laufen, schreien und johlen durcheinander; der eine kreischt, der andere pfeift, es ist ein Augenblick, als ob alles drunter und drüber geht. Aber nein, der Stier erhebt sich wieder, mit dem Schwert im Rücken läuft er durch die Arena; all die Chulos und der Espada ihm nach, um das Schwert, falls es nötig ist, herauszuziehen. Aber endlich, seht! Da sinkt der Gewaltige auf die Knie; er hat nicht mehr die Macht, sein gehörntes Haupt aufrecht zu erhalten; die Kraft ist hin und das prächtige Tier, das noch soeben trotzig und herausfordernd in die Arena stürmte, liegt bewegungslos auf der Erde.

Nun wird er durch vier Maultiere mit klingenden Schellen aus der Arena geschleppt und verschwindet für immer von dem Schauplatz. Glaubt aber nicht, dass seine Angreifer gnädig davonkommen; wir sahen, wie man verschiedene Picadores und Andere verwundet und verstümmelt aus der Arena trug,

und während wir in Sevilla waren, fiel der König der berühmten Espado's, Espartero, als er zum zweiten Male seinem starken Feinde das Schwert in den Nacken stechen wollte, durch einen gewaltigen Stoss des Stieres tötlich getroffen nieder.

EL ESCORIAL.

Die Ferro-carril bringt uns von Madrid langsam in einer Stunde bis zu einer Hochebene, dann fährt sie eine Strecke steil aufwärts und kommt in eine wilde, felsige Einöde, wo weder Baum noch Strauch zu sehen ist. Eine zusammengepresste Steinmasse, die allerlei sonderbare ungeheure Formen annimmt. In dieser unwirtsamen Gegend, die vor einigen hundert Jahren gewiss noch viel schwerer zu erreichen war als jetzt, in dieser Wüste von Schutt und Steinen stiftete der finstere König Philipp II. sein Klosterschloss El Escorial.

Als wir aus dem Zug stiegen, lag das Schloss wie ein Turm über uns, und ein elender, steiler und unwegsamer Pfad führte zu demselben hin. Wir mussten dem Beispiel

einiger Bauern, die in dem Dorfe Escorial wohnten, folgen und in einen mit vier Maultieren bespannten Wagen steigen. Solch ein spanischer Wagen ist ein wahres Kreuz; der holprige Weg und die harten Sitze sind unbequem, und dabei schaukelt der Wagen so, dass man fortwährend von einer Seite nach der andern geworfen wird.

Als wir endlich oben angelangt waren und die Bauern sich mit einem »Vaya Vd. con Dios!« von uns verabschiedet hatten, zitterten wir in dem kalten Wind, der hier oben freien Spielraum hat. Die ganze Umgebung lag unter uns; wir standen auf einem hohen Felsplateau, vor uns erhob sich das kolossale Schloss. Der Weg dorthin führte über geschändete Gräber.

Vor dem Thore des Gebäudes standen wir einen Augenblick still, um all die Türme und Kuppeln zu übersehen, deren eine sehr grosse das Ganze krönte; wir schauten auf die Hunderte von Fenstern und Eingängen und auf die strengen Linien, die dies alles umschlossen. Man gelangt zu der Erkenntnis, dass der Baumeister seinen königlichen Auftraggeber verstanden hat, indem er hier eine Wohnung für einen tyrannischen, die Welt und ihr Vergnügen verachtenden König erbaute, dem nichts als der Ruhm der katholischen Kirche am Herzen lag.

Der Eindruck beim Betreten ist ein düsterer und trauriger; die Mauern sind mit unerhörter Solidität aus dem schwarzen Granit der Felsen, auf denen sie stehen, errichtet; die Fenster sind hoch über der Erde, mit breiten, eisernen Gittern wie in einem Gefängnis. Geistliche und Mönche in schwarzen Gewändern gehen ein und aus; einige Räume dienen als Seminar, dann eine höchst merkwürdige Bibliothek, drei lange Zimmer mit Tausenden von Büchern und Dokumenten. Weisse Wände, an denen allerlei äusserst interessante, alte spanische Gemälde hingen und darunter Gestelle, in denen die Bücher

mit dem Rücken nach innen standen, sodass der Besucher nicht sehen konnte, was hier zu finden war. So lernen die Gläubigen. Nur die Auserwählten dürfen wissen. Die Wissenschaft ist nicht für alle; man könnte sie missbrauchen. Möge sich gegenwärtig auch alles popularisieren; innerhalb dieser Mauern huldigt man diesem Grundsatze nicht. Der ganze Ton dieser Umgebung ist ängstlich und schwer.

Nur die Kirche ist herrlich; wenn man diese finsteren Gemächer durchschritten und einige Stufen heruntergeht und mit entblösstem Haupt in die Kapelle eintritt, dann strahlt aus der hohen, von prächtigen mit grossen und kleinen Ornamenten verzierten Marmorsäulen getragenen Kuppel nach allen Seiten das herrliche Licht. Auf dem Chor und neben dem Hauptaltar befinden sich schöne Fresken von Italienern, und kunstvolle Basreliefs erhöhen den Reichtum dieser Wände. Aber dies ist auch alles. Kommt man durch die Sakristei in das eigentliche königliche Schloss, dann sind die Zimmer wieder klein und finster, ohne etwas Bemerkenswertes, und wenn man sie alle durchschritten hat, dann kommt man an das eigentliche Zimmer, in dem der alte, lange Jahre kranke König lebte und starb. Das Zimmer ist dunkel; sein Schreibtisch steht noch da, und ich bemerkte einen Betstuhl, auf den ich mich setzte. Da sah ich, dass ich allein war; meine Gefährten schienen kein Interesse für diese dunkle Einsamkeit zu haben, aber unser Führer zeigte mir noch, wie der König hier in diesem Raum unmittelbar neben seinem Bett eine hölzerne Wandbekleidung verschieben und die Messe hören und seine Gebete mit denen des Priesters vereinigen konnte. In Gedanken sah ich den alten, unglücklichen, kranken und doch mächtigen König auf seinem Lager ausgestreckt; da lag er mit seinem grauen Haar, seinem finstern Gesicht und der dicken aufgeworfenen Unterlippe, seine Augen strahlten hell aus dem faltigen Gesicht und in der Hand hielt er ein grosses beschriebenes

Pergament. Da erklang die Orgel, und ihre Töne hallten an den Wänden des engen Schlafgemaches wieder; ich sah, wie der König mit zitternden Händen die Täfelung wegschob, und, die Augen auf den Altar gerichtet, leise flüsternd seine Gebete sprach. Der Weihrauch drang in das Gemach, die Messglocke erklang, ich sah den Priester wiederholt niederknien und sich wieder erheben und das Kreuzzeichen machen. Da fiel das königliche Haupt zurück; alles war still, meine Vision war vorüber.

Als wir das Zimmer Philipps II. verlassen hatten und in einen dunklen Gang kamen, stand dort unser Führer, und da er sah, dass ich kein gleichgültiger Besucher sei, zeigte er mir eine mit vielen eisernen Schlössern und Ornamenten beschlagene Thür in der unmittelbaren Nähe des Zimmers des Königs.

»Diese Thür,« sagte er, »hat leider geschlossen werden müssen, denn dort drinnen würde man nur Verwüstung und Vandalismus sehen.« Hier nämlich, in der Nähe seines Gemachs, hatte Philipp II. seine Reliquienzimmer; Hunderte und Hunderte

der seltsamsten Reliquien von Heiligen, Aposteln, Päpsten und Priestern hatte er hier zusammengebracht; sie waren in kostbaren goldenen und silbernen Kassetten, einige mit Edelsteinen, andere mit prächtigen Figuren verziert. Hierhin kam er oft, um sich seinen finstern Träumen hinzugeben und die Gebete für das Heil der Seelen zu sprechen. »Gott hat es zugelassen,« sagte der Priester, »es ist geplündert und entheiligt.«

Einige Schritte weiter befand sich eine dunkle Steintreppe, die nach unten führte; es hatte den Anschein, als müssten wir in eine unterirdische Welt. »Wenn die Señores mir folgen wollen,« sagte der Führer, »hier unten kann ich Ihnen die Gräber der königlichen Familie zeigen.« Er rasselte schon mit den Schlüsseln, und die eisernen Riegel knarrten. Wir sahen uns an, fanden, dass wir schon genug Trauriges und Finsteres aus diesem Schloss mitnahmen, und nun uns noch die Liste all der Grösse, die hier im Staube liegt, vorlesen zu lassen, war uns denn doch zu viel. Wir stiegen schnell nach oben und gingen durch eine Säulengalerie zurück, die mit rohen Fresken, Scenen aus dem Leben der heiligen Diener der Kirche darstellend, bemalt war. Wieder gingen wir über die grossen, grauen Steine, mit denen die Terrasse vor dem Gebäude belegt war, und kamen auf den Weg, auf dem Totenstille herrschte. Nur von ferne hörten wir den Gesang der Seminaristen, die in dem Gebäude versammelt waren. Er klang wie Grabgesang über die rauhe Umgebung.

Ermüdet und bestaubt kamen wir nach Madrid zurück und hatten zu unserem Verdruss am nächsten Tage nichts als hoffnungslosen Regen, und am folgenden Tage war Madrid kühl und nass. So entschlossen wir uns denn, langsam nach Süden zu ziehen und zwar zuerst nach Toledo.

TOLEDO.

Mauren, Juden, Ritter, Waffenschmiede, Ketzergerichte, Tourniere und Auto-da-fés, das alles geht einem durch den Kopf, wenn man nach Toledo aufbricht.

Diese uralte Stadt am Tajo hat durch den Zahn der Zeit so gelitten, dass der Plan der Stadt eigentlich kein Plan mehr ist, und dass man glaubt, immer wieder an derselben Stelle zu sein.

Kleine, enge Strassen mit Winkeln und Krümmungen, mit

grossen Steinen belegte Plätzchen, an denen keine Wohnungen sind und die an einer Steintreppe endigen, die an Gängen mit hohen Mauern vorbeiführt, worin man oft kleine Oeffnungen mit vergitterten Fenstern sieht, durch die man wahrnimmt, dass hier in der That Menschen wohnen.

Doch verirrt man sich hier nicht leicht, da die Stadt oben und der Fluss unten liegt und man nach einigem Suchen entweder hier oder dort herauskommt.

Aber es regnete in Toledo auch und nicht wenig. Glücklicherweise war es bei unserer Ankunft hell, denn die Tour, die wir von der Station nach oben machen mussten, giebt eine Vorstellung davon, wie man in Toledo den Weg finden muss. Es ist ein langer Weg, der unten vom Tajo aufsteigend wie eine Wendeltreppe immer überraschende Aussichten auf den sich um die Stadt windenden Fluss bietet. Unser harrte ein einfaches Hotel; kein Lesezimmer, kein Unterhaltungsraum; die eigentliche Restauration, el comedor, war dunkel, und man sah auf einen offenen Hof mit Stallungen, wo Esel schrieen oder ihr Heu frassen. Da wir keine Lust hatten, ohne Notwendigkeit in diesem Hause zu sitzen, gingen wir, sobald der Regen es zuliess, auf die Strasse; aber wir hatten keine Ahnung, wie es in Toledo ist, wenn es regnet. Das Ganze ist wie ein Bergweg. Die an beiden Seiten erhöhten Strassen mit den grossen Steinen sind wie Bergpässe; jetzt waren sie mit einem breiten Wasserstrom, der durch den Wind und den Andrang von oben einem Sturzbach glich, gefüllt. Mit durchnässten Schuhen und triefenden Hüten sahen wir wie echte Landstreicher aus, die ein Unterkommen suchten. Glücklicherweise nahm uns ein Carretero in seinen Wagen auf, und bald sassen wir uns wieder gegenüber in unserer melancholischen Herberge.

Gegen Mittag waren die Elemente uns nicht mehr so feindlich gesinnt; wohl jagten noch hastig einige zurückgebliebene

Regenwolken, aber der Himmel war blau und die Strassen trocken. Mit meinem spanischen Stock bewaffnet ging ich zur Thür meiner Herberge hinaus und die Strasse entlang. Die Stille war herrlich und ich irrte neugierig durch krumme Gassen und längs hoher grauer Mauern. Die Häuser, aus der Maurenzeit stammend, enthalten kleine, arabische Wohnungen mit flachen Dächern. Es ist von aussen kaum zu sehen, dass sie inwendig bewohnt sind. Die Fenster befinden sich fast an der Erde und sind mit einem vorstehenden Gitterwerk versehen, welches die meist offen stehenden Rahmen gegen das Eindringen von aussen schützt.

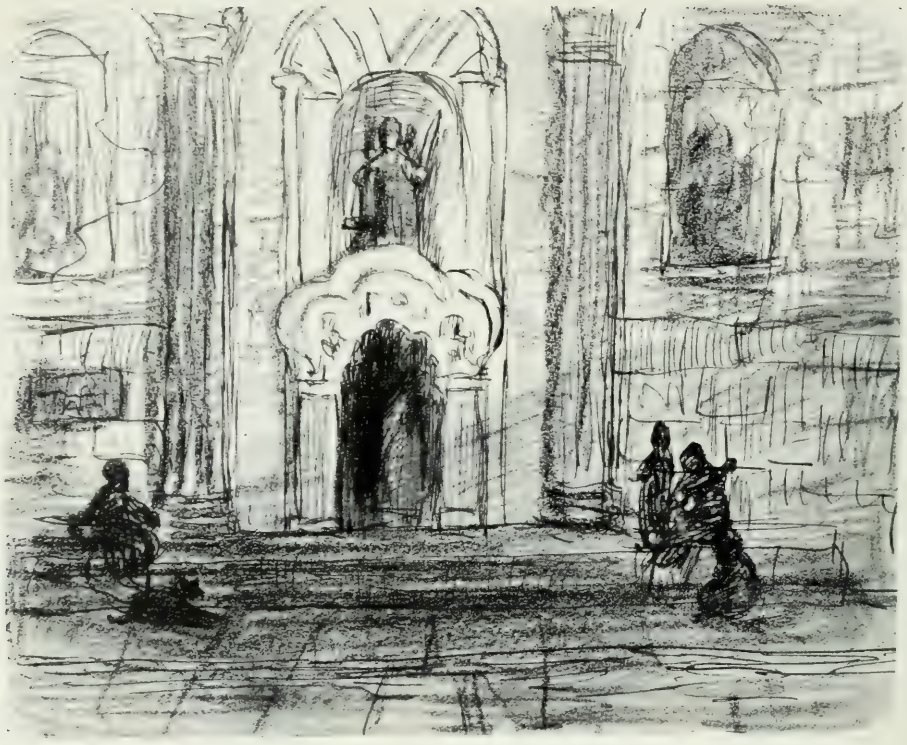
An einem dieser Fenster sah ich ein reizendes Schauspiel. Schon bevor ich es bemerkte, hörte ich das Schreien eines Kindes und das beschwichtigende Singen einer Frauenstimme und ein Ticken, welches den Gesang zu begleiten schien. Einige Schritte weiter konnte ich mir gemütlich das tableau vivant ansehen. Es war von dem grossen Gitterwerk umrahmt, wodurch es ein Kniestück wurde, dessen warmen, dunklen Hintergrund die Tiefe des Zimmers bildete. Dicht am Fenster stand, gegen die Seitenwand gelehnt, eine junge Frau mit schön frisiertem, schwarzem Haar, in dem, wie sich das hier gehört, eine rote Rose prangte. Mit ihrem gelben, geblümten Tuch, das über der Brust gekreuzt war, und in ihrem schlichten grauen Rock sah sie einfach und doch hübsch und malerisch aus. Sie trug auf ihrem Arm ein schwaches kleines Kind, das sein blasses Gesicht an ihre Schulter lehnte und leise schluchzte und weinte. Sie versuchte es zu trösten, indem sie mit einem grossen Fächer im Takte des Gesanges gegen das eiserne Gitter schlug. Es war eine Musik und ein Schauspiel, welches mein Ohr ebenso wie mein Auge reizte; das ruhige tonige Licht, das es umgab, das Klagende und Summende der Töne, die Haltung und Linien der Figuren, alles hatte etwas anheimelnd Rührendes. Da hörte ich schwere

Schritte die Strasse heraufkommen; es schien ein Kaufmann zu sein, der einen Korb trug, über dem ein langes Ziegenfell hing, ein kurzer Sombrero beschützte sein Gesicht, und seine Hose war mit Kordeln um seine Beine geschnürt; ein grosser Stock vervollständigte seine Ausrüstung. Als er in die Nähe des Fensters kam, fing er laut zu singen an, und Mutter und Kind traten weiter vor, um eher bemerkt zu werden; es war der Gatte, der Vater, das war gewiss. Gleich mir genoss er einen Augenblick das herrliche Bild, und die Mutter hielt das Kind gegen das Gitter, dass der Vater seine Lippen mit dem langen Schnurrbart darauf ruhen lassen konnte; dann ging er um die Mauer herum und zu der Thür, die sich an der Seite des Hauses befand, hinein. Ich blieb noch einen Augenblick stehen und sah, wie der Glückliche das kleine Kind in die Höhe hob, die Frau das einfache Mahl bereitete und, um nicht unbescheiden zu sein, ging ich meiner Wege.

»Ist das nun alles,« dachte ich, »was ich in Toledo zu sehen bekomme, ein Schauspiel, wie es bei uns, wie es überall vorkommt?« Ich hatte auf schwarze Reiter mit ihren Toledoklingen, alte Juden mit hohen Mützen und langen Röcken oder mindestens auf einen kleinen Aufzug von weissen Mönchen mit Fackeln oder ähnliches gehofft.

Aber das alte Toledo that heute nichts als mich in meinen gewöhnlichen Gefühlen treffen, denn als ich die steile Gasse emporgeklettert war und auf eine ziemlich breite Strasse kam, sah ich wieder etwas, das als Pendant des vorigen dienen konnte; es war eine lange Bauerngestalt mit einem Strohhut auf dem Kopfe und einem dunkelblauen Kittel, die neben einem Esel herlief; er hatte einen langen Stock mit Blättern in der einen Hand, und mit der andern hielt er einen grossen Korb in der Schwebe, der von dem Rücken des Esels herabhing, und — ein fast nacktes Bengelchen barg, das einen grossen Apfel in der Hand hielt; die Anmut des nied-

lichen nackten Kerlchens mit seinem Apfel, das lose geflochtene Korbwerk, in dem er sass, die feine, graue Farbe des Esels und die kräftige, gedrungene Gestalt des Vaters, es war ein Gemälde, an dem nichts fehlte. Könnte ich das doch festhalten; nun musste ich mich damit behelfen, in mein Hotel zurückzukehren und nur eine kleine Erinnerung in meinem Skizzenbuch aufzuzeichnen.



SONNTAG IN TOLEDO.

Gestern goss es in Strömen vom Himmel, begleitet von Donner und Blitz, heute ist es: — Liebchen, was willst Du noch mehr? — tiefblauer Himmel, mit weissen lachenden Wölkchen durchzogen. Dieser Sonntagsmorgen ist eine wahre Ueberraschung. Nach den kalten, nassen Tagen, wie herrlich sich in Licht und Wärme zu baden! Die Strassen sind mit sauber gekleideten, Sonntag feiernden Menschen gefüllt; mit Eleganz und Würde tragen sie ihre Mantillen und Fächer und haben die Kirche zum Versammlungsort gemacht. Willig folgen wir dem Strome der Menge und durchschreiten eine hohe Pforte, über der ein grosses weisses Kreuz angebracht ist und eine

Fahne weht. Wir befinden uns nun auf einem grossen Platz, der die Kirche umgiebt. Solch ein Vorplatz oder Patio hat etwas charakteristisch Malerisches in Spanien. Hier plätschert in der Mitte ein Wasserstrahl, der in einem grossen umgitterten Marmorbassin aufgefangen wird. Da herum stehen und sitzen Leute, die warten oder sich ausruhen. In Spanien ruht man oft aus. — Dieser Platz ist gleichzeitig der Ein- und Ausgang zu den Wohnungen derjenigen, die Dienst in der Kirche verrichten. Man sieht Priester und Messdiener in ihren vielfarbigen Gewändern, mit Weihrauchfässern, Fahnen, Kreuzen und sonst noch mehr hin und her laufen. Aber das Schönste ist die Sonne, die durch die Bäume flimmert, die hier und da unregelmässig in dem Patio stehen, und deren Grün so schön mit der grauen steinernen Umgebung der Mauern und der Erde harmoniert. In dem Schatten, den sie auf die Erde werfen, liegen in allerlei Stellungen die unentbehrlichen Bettler. Bevor man die Kirchthür erreichen kann, wird man von einer kleinen alten Frau am Arme festgehalten, welche, das Haupt mitleidig auf die Seite geneigt, auf ihren Mann zeigt, einen Zwerg ohne Beine und mit einem sehr grossen Kopf, so schwarz wie ein Neger. Ein Blinder sitzt neben ihm und hält stöhnend seinen Teller hin. Ein Mädchen mit prächtigen Augen und wild gelocktem Haar streckt etwas nach uns aus, das einer Hand gleicht, von der der grösste Teil abgeschnitten ist. Man schaudert einen Augenblick, wirft schnell einiges Kupfergeld hin, und erleichtert kann man dann in die Herrlichkeit der grossen Kathedrale eintreten.

Hoch ist das Gewölbe, das auf breiten Pfeilern ruht. Mag es auch sonst traurig und dunkel sein, heute morgen scheint die Sonne so hell durch die alten gemalten Fenster, dass in dem ganzen Raum ein gedämpft neblig grauer Ton herrscht. Wir hören den Priester in der Ferne sprechen und gehen

auf den Schall zu. Da steht hoch auf der Kanzel der Mann mit weissem Haar, das wie ein Kranz um seinen dunkelbraunen kahlen Schädel wallt, mit grosser gebogener Nase und tiefliegenden Augen; er trägt ein weisses gesticktes Hemd über einer dunklen Soutane; mit den Händen macht er viele Bewegungen, die seinen Worten Nachdruck geben sollen. Oft schlägt er mit seinen Händen auf die Brüstung der Kanzel; er schreit, weint und betet. Keines seiner Worte kann ich verstehen, und doch begreife ich alles; aber all seine Worte können nicht verhindern, dass meine Blicke von der dunklen Masse von Männern und Frauen, die vor der Kanzel auf der Erde liegen, angezogen werden; rund um die Kanzel herum liegen sie mit dem Angesicht zur Erde, es ist ein Haufen schwarzer Schleier, schwarzer Haare und schwarzer Röcke, und dazwischen kahle Schädel, braune Hände mit Gebetbüchern und hier und da ein weisses Taschentuch, das vor die Augen gehalten wird. Und über sie hin wirft der Priester mit beiden Händen seine glühenden Bestrafungen und Belehrungen. Ich lausche mit Andacht und Aufmerksamkeit. Endlich beginnt seine Stimme zu sinken; er spricht leise vor sich hin, die Menge erhebt sich. Da erschallt die Orgel, der Chor beginnt, und die Messe wird fortgesetzt. Auch wir waren niedergekniet; jetzt standen wir auf und hörten uns die Musik an, die ruhig und lieblich durch den Raum klang. Es war eine Messe von Verdi, und jetzt begriff ich, warum mich dies hier in der Kirche so seltsam harmonisch und freudig stimmte.

Wir genossen den schönen Platz, auf dem wir sassen, die malerischen Figuren, die vielen warm-braunen und charakteristischen Gesichter und die rauschenden Kleider der vornehmen Matronen; dazu die Musik. Wahrlich, alles war geeignet, um mit der sonnigen Festfreude, die dieses ganze Schauspiel durchdrang, uns einen herrlichen Sonntagmorgen zu schenken, und ich dachte, dass ich, wenn ich in Toledo wohnte, jeden

Sonntagmorgen in diese Kirche gehen würde. Jeden Sonntagmorgen würde ich mich einer solchen Bestrafung gern unterziehen, die Musik, den Weihrauch, das herrliche Licht geniessen und mir einbilden, dass ich fromm sei.

Den sonnigen herrlichen Nachmittag streiften wir wie Entdeckungsreisende durch Toledo und seine Umgegend. Durch enge Gassen, die stets bergab gingen, über Treppen, die mit unbequemen spitzen Steinen belegt waren, längs sehr alter und abgebröckelter Mauern, und wir kamen an den »Zocodover«, der arabische Name für »Platz«. Diese stille Stadt, wo jetzt alles durchweg spanisch-katholisch ist, war vor Jahrhunderten der Sitz von Mauren und Juden. Der Name Toledo selbst ist hebräischen Ursprunges: die Stadt der Abkömmlinge könnte es heissen. Alcazar auf der Höhe, die Brücke von Alcantara in der Tiefe haben noch die Namen ihrer früheren Erbauer behalten. Doch ist so viel, so viel seit jenen Tagen hier geschehen. Jetzt sind keine Scheiterhaufen oder Tourniere auf dem Zocodover. Eine fröhliche Militärmusik der hier befindlichen Kadettenanstalt lässt die Stadt zusammenkommen. Junge Leutnantchen spazieren geschäftig hin und her, und in den Cafés ringsum bringt die Bevölkerung von Toledo in der fröhlichen Sonne ihren Sonntag durch.

Wir schlendern noch einige Strassen abwärts: hier ist ein Museum. »Museo« steht mit grossen Buchstaben über der Thür. Leider! Giebt es denn keine Stadt ohne Museum, und ist jeder Fremde verpflichtet, da hineinzugehen? Glücklicherweise ist es Sonntag und die Thür geschlossen; so konnten wir ruhig weitergehen. Doch wir waren zufrieden, dass Toledo auch sein Museum hat.

Es hat uns diesen schönen Nachmittag nicht verdorben. Wir stiegen immer tiefer in die Stadt hinunter, und wir kamen, obwohl mühsam, durch die närrischen Ruinen und Krümmungen,

die man hier Strassen nennt, endlich an den Tajo, über den die alte berühmte Brücke der Mauren, del Alcantara, führt.

Ich war sehr müde und setzte mich mitten auf der Brücke auf einen grossen Stein. Nun besah ich mir die alte, verwitterte, doch sehr malerische Maurenbrücke; das gelbe Wasser des Tajo floss tief unten in seinem Bette, zwischen wüste, wild mit Bäumen und Sträuchern bewachsene Steinmassen geklemmt, die sich hoch auftürmten.

Jetzt war es höchste Zeit, über den herrlichen Aussenweg nach oben zu gehen, wo die Sonne langsam sank. Aengstlich sah ich nach dem hohen Wege, den ich noch zu ersteigen hatte, und ich war nun schon so müde.

»Ich weiss schon,« rief mein Sohn, »Du musst hier zu Lande mal auf einem Esel sitzen. Es muss hier einer zu finden sein.« Da schaute, über das breite steinerne Brückengeländer gelehnt, ein Mann ins Wasser, der seine Cigarette rauchte und nach spanischer Art Ringelchen in die Luft blies. Sein braunes, wetterhartes Gesicht, seine sehnigen Arme und Beine kennzeichneten ihn als einen mit Wind und Wetter vertrauten Schiffer; sein Fahrzeug schaukelte ein Ende weiter auf den Wellen.

»Bonito Señor,« rief mein Sohn ihm zu, »könnten Sie uns vielleicht sagen, ob hier irgendwo ein Burro zu bekommen ist?« Er richtete sich langsam aus seiner nachlässigen Haltung auf und sah uns erstaunt und fragend an. Dann stiess er mit dem Zeigefinger gegen den steifen Rand seines Toreadorhutes und sagte: »Yo creo, yo creo, señores, das glaube ich wohl, meine Herren.« Ich begriff nicht, wo er aus dieser Wildnis einen Esel herholen wollte, aber er war schon davongelaufen und nicht mehr zu sehen. Wir warteten ruhig. Plötzlich sahen wir ihn über uns auf der Höhe; er kletterte von einem Felsblock auf den andern und stieg endlich nach einer kleinen Hütte, die wir jetzt auch hoch über uns be-

merkten. Da bewegte sich etwas; es war eine Frau, die nach unten sah, welchen Menschen sie ihren Esel anvertrauen sollte. Dann erschien ihr Mann, ein kleiner dicker Kerl ohne Hut, mit rötlichem, wolligem Haar wie Sancho Pansa, dicker roter Nase und Schlitzaugen, und auf blossen Füssen. Langsam zog er den Esel mit sich fort. Diese Karawane, der Schiffer, der Mann und der Esel, stieg langsam nach unten, und wir freuten uns, dass wir nun endlich dazu gekommen waren, uns in dem Lande unserer Reise mit dem einzig notwendigen eigenartigen Transportmittel versehen zu haben. Bald sass ich mit Hilfe des Eseltreibers, des Schiffers, meines Sohnes und meines Freundes Erens auf dem Rücken des Grauchens; aber es war sonderbar, nach ein paar Schritten fiel ich wieder ebenso schnell und ohne jede Hilfe vornüber auf die Erde; es hatte mir nichts geschadet, ich musste nur wieder aufsteigen. Jetzt verstand ich, was ich thun musste: nicht ziehen, nicht stossen, aber der Regelmässigkeit des Tieres dieselbe Langmut entgegenbringen.

Endlich bekam ich meinen Esel von der Stelle. Wenn man durch unbewohnte Striche reist und keine Eile hat, dann ist das Sitzen auf einem Esel viel wert. Schritt für Schritt, ruhig und still geht das geduldige Langohr vorwärts, ohne jedes Geräusch, ohne die Stille der Landschaft zu unterbrechen. Man hört kein Wagengerassel und kein Getrappel, es ist ein angenehmes Vorwärtstrippeln, womit man sich durch die Landschaft fortbewegt. Man bebt ein wenig an Abgründen und fühlt sich etwas beunruhigt bei dem Aufstieg, wenn Steine von dem Pfad, den man betritt, herunterrollen. Aber selbst das Tier zeigt, wie man sich benehmen muss. Obwohl es seiner Gewohnheit zufolge kein Wort sprach, liess es mich doch deutlich merken, dass ich fest sitzen musste, wenn es sehr steil aufwärts ging, denn es drehte dann seinen Kopf mir zu, bewegte seine langen Ohren zwei- bis dreimal auf-

und abwärts und machte einen krummen Rücken, als ob es sagen wollte: »Sitze fest, horch! hier ist es schwierig.« Gingen wir aber bergab, dann schlug er mit seinem Schwanz um mich, hob seinen Kopf und liess ihn dann plötzlich wieder sinken, um mir zu zeigen, dass, wenn ich über seinen Kopf in die Tiefe taumelte, ich sehr unsanft zurechtkommen würde, dass ich daher hintenüber, ohne mich zu rühren, sitzen bleiben müsste. Aber einmal dachte ich doch, dass er die Spur verloren hatte, denn als mein ernster Träumer in die Nähe der Stadt gekommen war, stand er plötzlich still und ging rechts vom Wege ab nach einer Bauernwohnung. Ob ich auch zog und schlug, ob ich ihm hoch und teuer versicherte, dass er sich irrte, es half nichts; endlich hielt er wieder an und zwar an einem grossen, steinernen, mit klarem Wasser gefüllten Trog. Ohne Komplimente zu machen, steckte Grauchen seinen grossen Kopf hinein, löschte seinen Durst, kroch dann wieder behende auf den Weg zurück und holte die Gesellschaft ein, die ihm keinen Augenblick durch ihr Lachen und Schreien seinen Humor rauben konnte.

Mein erster Eselritt hat mir ausgezeichnet gefallen, und von dieser Zeit an habe ich mich auf allen meinen Reisen am besten mit solch geduldigem Tier vertragen können.

In Toledo war das Wetter noch immer unbeständig und unangenehm kalt, wir verlangten nach dem Süden, der warmen Sonne, dem südlichen Himmel und verlegten unsere Zelte nach Cordova.

CORDOVA.

Das ist nun eine recht spanische Eisenbahnfahrt von Toledo nach Cordova; hier hat niemand Eile, der Reisende nicht und der Zug ganz und gar nicht; Stationen werden nicht abgerufen, jeder weiss genau, wo er sich befindet. Bei dem kleinsten Orte wird Halt gemacht und lange stillgestanden. Ueberall wird ausgestiegen, Cigaretten angesteckt und alles besehen. Zwei Carabiniers mit geladenen Gewehren verlassen den Zug, um von zwei andern abgelöst zu werden. Stationsvorsteher und Zugführer unterhalten sich mit einem Haufen

ärmlicher Neugieriger, die den Zug umringen, und ein Buffet mit Erfrischungen in Gestalt einer Frau, die einen grossen steinernen Krug trägt und »agua fresca« ruft, läuft herum. Ferner zerlumpte Jungen und natürlich — sehr viele Bettler.

Auf einem der kleinen Orte, wo der Zug noch etwas länger hielt, weil er hier auf einen andern Zug warten musste, stieg ich aus, um Luft zu schnappen, da mich die Linien der Landschaft anzogen. Ich fühlte mich gemütlich auf die Schulter geklopft, als ob ein alter Bekannter mich eben ansprechen wollte. Ich sah mich um, und vor mir stand ein Kerl mit einem grossen Knüppel in der Hand. In einem Idiom, von dem ich nichts verstand, sprach er mich an und streckte dann seine kolossale Hand nach einem Almosen aus. Ich war sehr ärgerlich über das brutale Benehmen des Mannes, kehrte ihm den Rücken und that, als ob ich etwas aufzeichnen wollte; aber ein kleiner Junge, welcher neben ihm stand, auch schon von derselben Sorte, schrie mir in deutlichem Spanisch in das Ohr: »Er muss Geld von Ihnen haben, begreift Señor das nicht?« Ich drehte mich nochmals um und machte ein Gesicht, als ob ich nichts davon verstand, und als sein grosser Kamerad wieder auf mich zuging, rief er ihm lachend zu: »Er ist nicht gescheit, lass ihn nur gehen, er begreift durchaus nicht, was Du haben willst.«

Aus dem Zug sah ich, dass wir in dem Orte Val de Peñas waren, von dem der berühmte Wein seinen Namen hat. In der That ist hier das Land und die Umgebung ganz anders als die Gegend, die wir verlassen hatten; ja, hier machte sich der Süden bereits bemerkbar; je weiter wir kamen, desto mehr Verschiedenheit. Aloës und Kaktuspflanzen zierten den Weg mit ihren breiten, wunderlichen Formen; zwischendrin überall Blumen und grosse Farren in allen Farben. Endlich strömt da der Guadalquivir, und an seinem gelb-grünen Wasser stehen Hunderte von Olivenbäumen mit ihren gekrümmten,

schwarzen Aesten, an denen dünne, fein gezeichnete, graue Blätter hängen. Dies zarte Grün des Olivenbaumes, welches sich von dem gelben Mais und den hellgrünen Garbanzos abhebt, ist eine prächtige koloristische Zusammenstellung der Natur; besonders wenn die Sonne wie jetzt beim Untergang goldene Streifen durch die azurblaue Luft zieht, dann ist hier die Landschaft voll Reichtum und Abwechselung; als wir endlich in die Nähe von Cordova kamen, steckten wir alle drei die Köpfe heraus. Wir sahen zuerst Palmen, die mit ihren langen, dünnen Blätterkronen über alle anderen Bäume wie Giraffen in einem südlichen Wald herausragten.

Wir fuhren endlich in Cordova ein, und der Refrain von Heine's Gedicht tönte mir in den Ohren:

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen dreizehnhundert.
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Unsere Neugierde hatte wieder den Höhepunkt erreicht, und der folgende Morgen versprach viel.

DER DOM ZU CORDOVA.

Wir erkannten am anderen Morgen deutlich, dass wir uns in einer südlicheren Atmosphäre befanden; eine gelblich-blaue Luft, kein Wind, aber warm. Die engen, krummen Strassen Toledos waren hier nicht zu finden, aber ein breiter Landweg, der von unserm Hotel aus die Stadt durchquerte. Uns Fremden kam diese Strasse vor, als ob ein grosser Strassenkehrer hier gearbeitet hatte, um durch Ruinen, Erdhaufen, zusammengestürzte Häuser und gefallene Marmorblöcke hindurchzukommen, denn in der Nähe dieser Hauptstrasse

nach der Stadt, auf der wir niemand bemerkten, entdeckten wir fast kein Haus, in welchem Menschen wohnten. Nach einer Weile kamen wir an bewohnte Strassen und endlich an einen Platz, welcher von hohen Häusern umringt war; hier war Markt, jedoch ohne geschäftiges Treiben. Still arabisch sassen da die Verkäuferinnen im weissen Burnus, mit sorgfältig bedecktem Haupt und blossen Füssen neben ihren grossen Körben mit allerlei Früchten und Geflügel. Es war für uns ein Vorgeschmack von den Mauren und Arabern, denen wir noch begegnen sollten.

Ein Stück weiter kamen wir wieder an einen freien Platz und hatten endlich das Wunder von Cordova, die grosse Moschee, Tempel oder Dom, vor uns. Einigermassen enttäuscht sahen wir es an: eine grobe, rotbraune, steinerne Mauer und dahinter ein unregelmässiges Viereck, das nichts von einem schönen Bau verriet. Wie alles hier, sah es verlassen aus. Wir liefen bald hierhin, bald dorthin, um hinein zu kommen; endlich fanden wir einen Eingang. »Ihr müsst bedenken,« sagte Erens, »denn ich habe es früher einmal studiert, — wie oftmals ist diese Stadt und dieser Tempel von ihren Herrschern umgebaut worden. Die Römer, die Gothen haben hier schon ihren Haupttempel gehabt, und als die Stadt in die Hände der Mauren fiel, fasste einer der Kalifen den Entschluss, auf dieser Stelle eine Moschee zu errichten, wie sie nirgends zu finden sei. Jetzt haben Erdbeben, Kriege und vor allem Glaubensstreit diesen Ort heimgesucht, der eine brach ab, der andere baute auf; doch jetzt noch ist das Bauwerk ein Wunder.« Als wir durch die Pforte der Vormauer getreten waren, gingen wir durch eine schöne Allee von Orangen auf den Eingang der Moschee zu.

Wenn man hineinkommt, ist es eine verwirrende Menge von Säulengängen, man meint nirgends einen Weg zu finden; langsam aber gewöhnt sich das Auge, und man bemerkt breitere Gänge, die den Weg durch dieses Labyrinth zeigen.

Aber Heine hatte uns zum Besten gehabt; diese Säulen waren keine Riesensäulen; es waren dünne Säulchen, nur einige Meter hoch, die ohne Sockel vom Boden aufstiegen. Von ihnen breiteten sich dann nach beiden Seiten flache, reich verzierte und bemalte Bogen in Arabeskenform aus; diese trugen das Gewölbe, welches aber keine »gewalt'ge Kuppel« ist, nur von geringer Höhe, über dem sich wieder ein anderes erhebt, von einigen hohen Pfeilern getragen. Es ist eine Harmonie von Linien, an die man sich gewöhnen muss, und die langsam Bewunderung erweckend auf uns wirkt.

Doch plötzlich wird man darin gestört. Nachdem man an einigen hundert Säulen vorbeigegangen ist, befindet man sich auf einmal auf einem freien Platz. Säulen, Gewölbe, alles ist weggebrochen; hier ist ein Chor und ein Altar aufgebaut, Kerzen brennen, Weihrauch duftet; wir befinden uns in einer katholischen Kirche. Aber in diesem grossen Gebäude kommt es auf eine kleine Verstümmelung nicht an. Je weiter wir gehen, desto wunderlicher umfängt uns das Labyrinth. Das Tageslicht, welches von draussen, von oben durch das Gewölbe, oft durch die Seitenwände fiel und all die Säulen nur zum Teil beleuchtete, und das Linien auf den Boden zeichnete, zeigte uns bizarre Lichteffekte und geheimnisvolle Winkel mit sanften Farbentönen und Schattierungen.

Wir hatten aber einen nicht gerade glücklichen Tag gewählt, um diesen berühmten Ort recht zu geniessen, denn an einem Gewölbe des Gebäudes wurde entsetzlich geklopft und gehämmert. Wir mussten an demselben vorbei und schwatzhaft, wie ich immer bin, sprach ich so gut und so schlecht, wie ich mit meinem Spanisch zurechtkam, mit dem Architekten, der das Werk zu leiten schien. »O,« sagte er, »Sie können nicht glauben, wie oft hier etwas auszubessern ist; hier etwas zu stützen, da neue Steine einzusetzen und oft etwas ganz abzubrechen, damit es nicht einstürzt. Die zahlreichen Thore

und Eingänge, die das Gebäude hat, die man aber nicht sieht, wenn man darin ist, bringen diesem Bau bei Stürmen und Unwetter vielen Schaden; aber wissen Sie, was das Schlimmste ist?« sagte er leise, »es ist eigentlich nicht genug Geld da, um alles zu machen, wodurch dies Wunder der maurischen Baukunst erhalten werden könnte. Wenn es daran nicht fehlte, würden Sie etwas ganz anderes sehen.«

Dann führte er uns nach der eigentlichen Betstätte der Kalifen, die, wie er sagte, noch ganz unbeschädigt sei. In der That, diese Betstätte der Kalifen ist aussergewöhnlich reich an schönen Verzierungen, und wenn man alles wieder und wieder gesehen hat, kommt man zu der Ueberzeugung, dass hier ein Bauwerk geschaffen wurde, das mehr als jedes andere das Talent und die grossen künstlerischen Fähigkeiten der Araber erkennen lässt.

Denkt man dann, dass hier des Abends vor dem Marifgebete Tausende von Lampen brannten, Teppiche ausgebreitet wurden für die betenden Mauren, die zu Hunderttausenden hier wohnten, so kann man sich einen Begriff machen von dem Anblick, den diese Zusammenkuppelung von Säulen unter den langen und schwergewölbten Wänden geboten haben muss.

Wir kamen in einer nicht sehr heitern Stimmung nach draussen; all die alte Pracht, diese steinernen Zeugen vergangener Grösse machten uns still und nachdenklich. Die Sonne, eine Palme mitten auf dem sandigen Weg, in deren Nähe ein brauner Knabe mit einem langen Stock seine schwarzen Ziegen zusammentrieb, riefen uns wieder angenehm in die Wirklichkeit zurück. Das Leben hat einen Reiz, vor dem die schönsten Kunstwerke in Nichts versinken.

Bei der Ankunft in unserm Hotel fanden wir dasselbe umringt von Strassenjungen und allerlei Volk; es gab also noch Menschen in Cordova; ja, es standen sogar mitten in dem

Haufen einige Militärmusiker. Ein General war hier abgestiegen, um seine Familie in Cordova zu besuchen, die hier mit ihm dinierte. Fröhliches Treiben herrschte bereits in dem Comedor, als wir eintraten. Alle Gäste hatten Platz genommen, denn, wie es in Spanien allgemein Sitte ist, Hoch und Niedrig werden an demselben Tische bedient.

Da sass er obenan, der General, ein kluger, dicker Spanier mit grossem, weissem Schnurrbart, kurzem, weissem Haar und dunkelbraunem Antlitz, ein echtes Velasquez-Gesicht; neben ihm und ihm gegenüber sass seine Familie, ein steinalter, gebeugter Mann, anscheinend sein Vater; er lachte vor Vergnügen, konnte aber die Suppe schwer über die Serviette, die man um seinen Hals gebunden hatte, in seinen tiefliegenden Mund bringen. Daneben sassen zwei aufgeschossene Jungen und dann einige fröhliche Mädchen mit hohen Frisuren. Wir und viele andere sassen am unteren Ende der Tafel; da waren Stammgäste des Hotels, seltsame, verwitterte Köpfe, Reisende im Jagdanzug, deren Hunger sie veranlasste, das Menu sehr ernst zu nehmen, und die alles, was auf der Tafel stand, eingehend untersuchten.

Was mich betrifft, ich hatte einen feingekleideten Herrn mit einem vornehmen Aeussern zum Nachbar. Mir war diese Figur bereits aufgefallen; so hatte ich ihn schon morgens mit hohen Stulpstiefeln, wehendem, spanischem Mantel und hohem, spitzem Filzhut im Hotel eilig hin- und herlaufen sehen. Die Suppe war verzehrt, und das folgende zur Tafel gebrachte Gericht war uns etwas sonderbar; eine grosse Schüssel Reis mit spanischem Pfeffer und Schnecken mit Häuschen und Muscheln, alles zusammen geschmort. Ich sah es misstrauisch an und wusste nicht, wie ich es essen sollte. Da sprach mich mein Nachbar mit grosser Freundlichkeit englisch an. »Langen Sie nur zu,« sagte er, »Sie werden sehen, dass es nicht so schlimm ist. Ja, Sie werden hier wohl noch mehr

Schwierigkeiten haben, aber — ich glaube — dass ich Ihnen und Ihrer Gesellschaft von Nutzen sein kann,« und plötzlich lag seine Karte neben meinem Teller.

Eine Karte mit einer Krone über dem Namen und dem Titel: Marquis de Guaranja.

Sehr geehrt dankte ich, fand es jedoch nicht notwendig, ihm die meinige zu geben; ich hatte auch keine Zeit, dieselbe zum Vorschein zu holen, denn er setzte sein Gespräch sogleich fort, indem er sagte: »Ich bin Spanier, bereise aber die ganze Welt. Ich spreche englisch, französisch, alles, was man nur will, und ich bin in allen Hotels bekannt und zu Hause. Dürfte ich die Ehre haben, Ihnen Informationen über Hotels zu geben, die Sie noch in Spanien besuchen wollen? Sie werden sehen, dass Sie mit meiner Empfehlung überall besser bedient werden!« — Ich murmelte etwas, da ich nicht wusste, was ich mit solchem Diensteifer anfangen sollte.

Nun stand der Marquis auf, rief einen Kellner, flüsterte ihm etwas ins Ohr und rieb sich vergnügt die Hände. »Sie sollen etwas probieren«, rief er. Meine Reisegefährten kehrten sich neugierig um, und der grosse Mann stand auf und verbeugte sich zierlich vor ihnen. Als der Kellner zurückkehrte, trug er ein Tablett, auf dem vier schöne Gläser und eine sehr bestaubte Flasche standen. »Sehen Sie, Señores, das ist nun der Val-de-Peñas, der kräftigste Wein in Europa. Ich liefere ihn an alle hochgestellten Personen in Frankreich und England.« Darauf holte er ein elegantes Taschenbuch zum Vorschein und zeigte uns die Namen von vielen hochgestellten Personen, seinen — Kunden. Jetzt fing er an zu sprechen. »Sie sind Herren aus Holland, das weiss ich bereits, ein solides Land. Ich möchte gern in geschäftliche Beziehung zu ihm treten. Meine Herren, mein Buch ist offen, es ist ein fröhlicher Augenblick, darf ich mir vielleicht erlauben, sofort einen kleinen Auftrag zu notieren?«

Das war es denn endlich: ein Weinreisender. In diesem Punkte war ich aber sehr erfahren und sagte: »Mein Herr Marquis, Sie wissen wohl nicht, dass wir in Holland nur Wasser trinken und allein den Wein geniessen, der in Holland wächst und »ein Bitter« genannt wird?« Der Marquis wurde rot vor Zorn, aber er beherrschte sich. »Mein Herr, Sie verspotten mich,« sagte er beleidigt, »das ist mir noch nie passiert«, und als das Dessert aufgetragen wurde, war er bereits fort.

Wir waren sehr erstaunt und scherzten über den Edelmann und sprachen gewiss etwas laut, da die Militärmusik von Zeit zu Zeit die Unterhaltung übertönte, als sich plötzlich einer der Gäste erhob und, mit einem Glas Rotwein sich über den Tisch hinweg gegen uns verneigend, in gutem Holländisch sagte: »Gestatten die Herren, dass ich Sie in Spanien willkommen heisse?« Wie elektrisiert standen wir alle drei auf und stiessen mit unserm Landsmann an, und als das Dessert mit all den bunten verzierten Schüsseln vorüber war, gingen wir auf einander zu und reichten uns die Hand.

Die Gäste gingen ihrer Wege, der General verliess mit vielem Hurrah und Trompetenschall das Haus, und wir blieben plaudernd in einem gemütlichen Zimmer beisammen. »Meine Herren,« sagte unser neuer Freund, »nehmen Sie es mir nicht übel, dass ich mich Ihnen angeschlossen habe; wenn man aber in fünf Jahren kein Wort Holländisch gehört hat, so ist es ein seltsam ergreifendes Gefühl, das einen beim Hören desselben überkommt; ich dachte, dass Holland mir nichts mehr sei, und siehe da! heute übermannt mich der Gedanke, dass ich noch so lange hier bleiben muss.« Er überreichte uns seine Karte, er war Agent eines grossen Handelshauses, das hier in den Bergen Weinbau betrieb. Ich sagte zu Erens: »Nun Eure Karten heraus«, aber weder er noch mein Sohn dachten je an solchen Luxusartikel. Da musste ich herhalten. Er besah meine Karte, besah sie noch

einmal und sagte: »Sie sind doch nicht der Maler?« »Nein,« sagte ich, »ich bin sein Onkel, dies ist sein Sohn und hier einer seiner guten Freunde.« »Wie kann ich auch so närrisch sein,« sagte er, »der Maler kann doch nicht so alt sein, aber es ist doch Verwandtschaft. Auf diese Begegnung wollen Sie, bitte, mit mir ein Gläschen leeren. — Nun,« sagte er, »was sagen Sie zu dem seltsamen Essen, das man Ihnen hier als Leckerbissen vorsetzt; ich habe mich bereits daran gewöhnt, an diese Schüsseln mit Oel, worin Füsse und Flügel von Hühnern schwimmen, an die glänzenden Schüsseln mit Reis und was sonst noch mehr. Und ich will Ihnen was sagen, die Menschen sind hier gerade so schwer für uns zu geniessen. Es ist hier prächtig, aber kein wahrer Holländer wird je in einem andern Lande heimisch werden. Ja, wenn ich so daran denke, dass ich kalt und hungrig zu meiner Mutter in Rotterdam nach Hause kam, dann stand auf dem Tisch ein Schellfisch und eine grosse Schüssel dampfender Kartoffeln, und sie sass da —.« Hier holte er wahrlich sein Taschentuch zum Vorschein und wischte sich die Augen.

Die Flasche wurde schnell entkorkt, und da auch ein Klavier in unserem Zimmer stand, setzte sich unser gemütlicher Holländer daran und spielte »Wilhelmus van Nassouwen«, dass es durch das Hotel schallte, dann auch »Wien Neêrlandsch bloed« und »Al is ons prinsje nog zoo klein.« Wir sangen laut mit, und unter Erzählen und Lachen leerten wir den Inhalt des Margaux und unterhielten uns über Holland und seine Bewohner. Niemals waren wir in unserm eigenen Lande solche ausgezeichneten Patrioten gewesen als hier in dem alten Spanien, im fernen Cordova.

Unser holländischer Freund führte uns am andern Tage noch nach einigen grossartigen Häusern, alt und neu durcheinander gebaut; fast vergessene Altertümer wurden besucht, und mittags ging es weiter nach Süden, nach der schönen Stadt Sevilla, der Perle Spaniens.

SEVILLA.

In meiner Jugend dachte ich mir Sevilla stets als eine Stadt, in der man des Abends beim Mondschein lustwandelte, an einem hohen Fenster mit Balkon eine Juliette sitzen sah, die von einem andalusischen Ritter, der unten auf der Strasse die Guitarre spielte, Huldigungen empfing. Aber im Lauf der Zeiten ist auch Sevilla anders geworden.

Bei unserer Ankunft sahen wir, dass die Stadt grosse Vorbereitungen zu einem kirchlichen Feste traf, und wir vernahmen, dass morgen, am Frohnleichnamstage, die alljährliche grosse Prozession zur Feier der Menschwerdung Christi durch die Stadt ziehen solle. Es war Sakramentstag; die Hauptstrasse, die

Calle de Sierpes, Schlangenstrasse, war mit Bildern, Fahnen und Laub geschmückt; durch das Anbringen von grossen Segeln, die von der einen Seite der Strasse zur andern reichten, war die Verteilung von Licht und Schatten höchst seltsam. Diese Strasse hat allerlei Nebenstrassen, Erweiterungen und Krümmungen, und wenn nun die Sonne, hier und da durch die Segel abgesperrt, Löcher und Oeffnungen fand und da plötzlich durchschien, so gab sie dem geschäftigen Treiben, das hier herrschte, eine bunte und grelle Beleuchtung.

Ueberall in der Stadt waren Ausschmückungen angebracht; man tanzte und sang in den Café's, die alle geöffnet waren, und ein Fremder konnte schwerlich glauben, dass dies einem kirchlichen Feste voranging. Als wir in unser Hotel zurückkamen, wo wir unser Gepäck hingelegt hatten, um sofort unsere Neugierde zu befriedigen, wurden wir nach einem in der Nähe gelegenen Hause verwiesen, welches zum Hotel gehörte, da hier alles besetzt war und kein Plätzchen übrig blieb.

Wir wohnten in Sevilla in einem Alhambra-artigen Gebäude. Eine breite Treppe mit morschen Säulen führte von dem Patio nach dem langen Gange der oberen Etage; es war alles in weissem Marmor, oder wenigstens schien es so — eine Nachahmung des üppigen Stils der arabischen Spitzenverzierungen. Wenn ich des Abends von unseren Spaziergängen nach Hause zurückkehrte, und der Mond seine sanften, zartbläulichen Strahlen durch das geheimnisvolle Schloss warf, dann kam ich mir vor wie ein Sultan, und ich suchte nach einer Scheherazade, um mich mit dem Erzählen einer Zaubergeschichte einzuschläfern. Leider! wenn ich nach oben kam, sass in einer Ecke ein altes Weib, dessen graue Haare unter einer Mütze zum Vorschein kamen, während ein langer, dunkler Shawl ihre sonst blosse Brust und Arme bedeckte. Mit schläfriger Stimme fragte sie, ob ich noch etwas wünsche,

bevor ich mich zur Ruhe begebe, und ich ging nach meinem Gemach wie ein gewöhnlicher Reisender, der seine Zimmernummer sucht.

Nun kam der Morgen der Prozession, in der der Leib Christi vor den Augen der Welt umhergetragen werden sollte. Durch die sonnigen Strassen bewegte sich eine fröhliche Menge, und wir kamen bald, durch den Strom geführt, nach der Hauptkirche, von der die Prozession ausgehen sollte. — Lange Reihen Stühle standen auf dem Vorhof der Kirche, und wir suchten uns Plätze. O, die Sonne; schnell in den Schatten; aber da war alles besetzt; noch fühle ich, wie die Sonne auf meinen Nacken brannte, aber wenn der Geist gespannt ist, erträgt der Körper viel. Die abwechselungsreichen Gruppen von Neugierigen fesselten uns schon, und wir sassen da und warteten ab, was aus dem grossen, alten Thor der Hauptkirche zum Vorschein kommen würde. Der breite Weg, den man zwischen den Stühlen offen gelassen hatte, war mit wohlriechenden Zweigen belegt; ein herrlicher Duft stieg von ihnen auf.

Vor der Kirche stand ein ganzes Regiment Soldaten, zwei und zwei, ohne Waffen und entblössten Hauptes, ebenso der kommandierende Offizier; aber hinausragend über die Menge, die hinter uns drängte, sassen auf hohen Rossen prächtig gekleidete Reiter mit langen silbernen Trompeten. Tausende von Menschen drängten sich um dieselben, aber kein Johlen oder Schreien wurde gehört, man flüsterte und ging seiner Wege. Auf einmal wurde die Stille unterbrochen, die Posaunen ertönten, und die grossen Thore der Kirche öffneten sich langsam. Ruhig, mit würdevollen Schritten marschierten die Soldaten über den wohlriechenden Weg, und ihnen folgten einige Herren mit blossen Häuptern, in schwarzer Kleidung — die Stadtverordneten, wie man uns sagte — der Bürgermeister voran, kenntlich durch eine breite rote Schärpe, die er über der Brust trug.

Nun, wahrlich, diese spanischen Stadtverordneten waren nicht malerischer, als sie sich bei uns zeigen würden, aber was darauf folgte, das war wirklich spanisch, vielleicht nur in Andalusien zu sehen. Paarweise traten kleine Jungen von fünf bis sechs Jahren an, alle mit hellen, bunten Seidenjäckchen, weissseidenen Höschen, Strümpfen und Schuhen bekleidet. Jeder hatte in der einen Hand einen Strauss von Rosen und kleinen Blumen und in der andern eine kleine brennende Wachskerze — und nicht zehn, nicht fünfzig, sondern Hunderte solcher kleiner Ritter zogen an der grüssenden Menge vorbei. Man sollte meinen, es waren Engel; nur die Flügel fehlten ihnen. Langsam schritten sie vorwärts über das duftende Grün, mit braunen Gesichtern, die von Gesundheit strotzten, und mit den ernsten Blicken, die nur Kinder haben können, mit Blumen geschmückt und bewundert von der freudigen Menge; es war wie eine Wiedergabe von dem, was man uns von den seligen Kindern im Himmel erzählt. — Es erklang Musik, aber wir sahen nicht nach den Musizierenden, denn es kamen ganz andere Gestalten. Es waren die Domherren der Diözese, und sie schritten unter einem prachtvollen Baldachin daher. Jeder dieser Herren glich selbst einer Domkirche. Von hoher Gestalt, stolz schritten sie dahin, viele in feinen, klerikalen, schwarzen Gewändern, andere in prächtigen Kirchenornaten, Mysterien und Reliquien in kostbaren Behältern tragend. Ihre Köpfe waren charakteristisch stolze Gesichter, wie sie da Vinci in sein Skizzenbuch in Venedig gezeichnet hat; tiefliegende Augen, faltige Stirnen, grosse, stark gekrümmte Nasen, eingezogene Oberlippen, aber die stolze Unterlippe breit vorgestreckt, eckige, fleischige, hängende Wangen. Das sind die Riesen, die den Kindern auf dem Fusse folgen. Weihrauchfässer wurden durch Chorknaben um sie her geschwenkt, und die fromme Menge bekreuzte sich bei ihrem Vorüberziehen.

Das Gedränge wurde hinter uns immer schlimmer; da kamen

Triumphwagen, welche nicht von Pferden oder Maultieren, sondern von Hunderten von Männern und Frauen jeden Alters gezogen wurden. Die Frömmsten der Gemeinde wollten sich daran beteiligen; es ist ein heiliges Werk. Gärten waren es von Blumen und prächtigen Pflanzen, mit wehenden Palmen und zierlichen Farren, worin die Heiligen, welche durch grosse marmorne und silberne Bilder in Blau, Gold und Edelsteinen versinnbildlicht wurden, ihren Thron hatten. Durch das Fahren der Wagen ins Schwanken gebracht, schienen dieselben zu zittern und sich zu bewegen.

Eins dieser Bilder mit erhobener Hand, welches dicht an mir vorübergefahren wurde, schien mich als Ketzer wegweisen zu wollen.

Jetzt kam es mir vor, als ob alles um mich her plötzlich unhörbar wurde; es entstand eine grosse Stille, ich hörte das Säuseln des Windes, der unsere Stirnen kühlte. Da ertönte das wohlbekannte silberne Messglöcklein, und alle um mich her, und auch ich, waren niedergekniet, das Haupt zur Erde geneigt. Man hörte nur die Schritte auf dem mit Zweigen belegten Weg; Gebete wurden geflüstert, das Zeichen des Kreuzes wurde dreimal wiederholt; da richtete ich mich eben auf und übersah die bunte, kniende Menge, schwarze und kahle Köpfe, Kinder und Frauen aneinander gedrängt, prächtige Gewänder, ärmliche Kleider, alles neben- und untereinander auf der Erde; und über alles hin sah ich ein Paar hoch erhobener Arme, die den Leib Christi in einer prächtigen Monstranz über unsern Häuptern hinwegtrugen. Da erschallten wieder hinter uns die Posaunen der Reiter, sie erhoben ein triumphierendes Trompetengeschmetter. Alle standen auf; man sah sich um; der Leib Christi war schon ein ganzes Ende weiter und nicht mehr zu sehen, und von unsern Plätzen aus sahen wir die weitere Prozession aus der Kirche ziehen.

Es war, als ob der Schmerz des Gekreuzigten nachwirkte;

denn es war alles Leiden und Traurigkeit, was nun folgte. Barfüssige Mönche folgten in grosser Zahl. Sie waren im Vergleich zu dem Vorhergehenden mit Staub und Asche bedeckt. Tragische, magere, lange Gestalten, schienen sie aus ihren Klosterzellen aufgejagt zu sein, um die Prozession mitzumachen; gegenüber all der Pracht und Herrlichkeit der soeben vorübergeführten Kirchengewänder und Kronen, gegenüber dem Wohlstand der umringenden Volksmenge war es, als kämen sie, um Widerspruch zu erheben und ihre Verachtung über allen Reichtum, alle Bequemlichkeit, alles Vergnügen auszusprechen. Eine dicke braune Kutte war ihre Kleidung, das Haupt kahl geschoren, entblösst ihre Brust und nackt ihre Füsse; ihre Blicke starrten ins ferne Unendliche, ohne sich um das, was um sie vorging, zu kümmern. Jede dieser Gestalten traf mich, zwei dieser Männer aber sind mir besonders in Erinnerung geblieben. Sie gingen nebeneinander und er-

weckten dadurch um so mehr mein Interesse; der eine war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der andere ein sich mühsam fortschleppender Greis. Ein geschorener Kopf mit kurzem braunem Haarrand zierte die grosse, stolze Gestalt des jungen Mannes. Beim Vorübergehen waren seine Augen nach oben gerichtet, grosse braune Augen, die durch seine abgemagerten Züge viel zu gross erschienen, — war es Einbildung, dass ich Thränen über seine Wangen rollen sah? — seine feingeformten Hände waren zusammengefaltet und gegen die Brust gepresst. Der alte, ergraute Mönch war gebeugt und keuchte vor Anstrengung. Hustend und klagend beschleunigte er seine Schritte, er musste mit in der Reihe bleiben; um seine Füsse hatte er Lappen gewunden, die etwas nachschleppten, und seine blassen Lippen küssten fortwährend ein grosses silbernes Kreuz, das er in seinen abgemagerten Händen hielt und das an einer Schnur um seinen Hals hing. Alle waren, um gleich gezeichnet zu werden, charakteristisch in Haltung und Wesen; nie habe ich soviel Klosterbrüder zugleich gesehen, die im Gegensatz zum gewöhnlichen Leben das Merkmal der Absonderung so deutlich in sich trugen.

So beschauten wir andächtig die an uns vorüberziehenden Menschen und bemerkten nicht, dass am Himmel eine Verschwörung gegen die Frommen hier unten im Anzug war. Dunkle Wolken hatten sich längst schon über unsern Häuptern zusammengezogen; plötzlich zuckten ein, zwei Blitze durch die Luft, ein heftiger Donnerschlag folgte, darauf strömender Regen.

Alles floh; wohin, man wusste es nicht; wir rannten wie alle, wie die Reiter, die Mönche und die Fahnenträger, und hielten nicht eher an, als bis wir in unserm Hotel ordentlich unter Dach waren. Wo war die Prozession, wo all das Volk geblieben? — Aber in diesem Augenblick waren wir vor allem bemüht, trockene Kleider zu bekommen, ein Glas Manzanilla zu trinken und Cigaretten, Cigaretten for ever.

— Das Wasser von seinen Kleidern schüttelnd, kam unser Hotelier herein. »No es nada, no es nada, señores,« rief er uns zu und zeigte nach dem beregneten Fenster; die Wolken hatten sich ganz aufgelöst, und wahrlich, in der Zeit einer halben Stunde war sie wieder da, sie, die herrliche, die gewaltige, die Herrscherin Spaniens — die glänzende Sonne.

Auf den rosa und hellgrün gefärbten Guadalquivir schien sie diesen Nachmittag so prächtig und schuf dunkelblaue Schatten zwischen den Hügeln und Felsen, welche den strömenden Fluss umgaben. Ueber ihn ist eine breite Brücke gebaut, die die Stadt Sevilla mit ihren Vororten verbindet.

Auf dieser Brücke lagen wir wie wahre Lazaroni und liessen uns von der Sonne braten; denn sie bietet dem Spaziergänger geräumige Marmorbänke, auf denen man sich ausstrecken kann, ohne von jemandem gehindert zu werden.

Wie herrlich ist doch der Süden! Die Luft atmete Wärme und Frische, das Wasser wogte langsam rauschend in dem tiefen Bett, Schwalben flogen in Kreisen um unser Haupt und nisteten in dem Cypressenbusch, der in einiger Entfernung am Ufer grünte. Auf dem Rücken liegend starrte ich den rosigen Wolken in dem bläulichen Azur nach, die sich dann und wann in der Luft auflösten oder sich mit schmalen Goldrändern zierten, treibend, treibend, treibend, weit aus meinen Blicken! O, dass man nicht immer so liegen kann, wachend träumen bis ins Unendliche!

KIRCHENFESTE.

Spanien ist ganz besonders das Land, in welchem die Jahrestage wichtiger Ereignisse, die Freude- und Trauerbezeugungen von Land und Volk durch die Kirche wahrgenommen werden.

Mit jeder Familie hat die Kirche viel zu schaffen. Hat ein neuer Weltbürger das Licht erblickt, stirbt jemand, oder ist ein Sterbetag jährig, bei Eheschliessungen und andern Festen ist es die Kirche, die dafür sorgt, dass Almosen ausgeteilt, Betstunden gehalten und alles besorgt wird, was die Familie bei solchen Gelegenheiten thun zu müssen glaubt.

So vernahmen wir, dass an diesem Nachmittage zu Ehren eines jährlichen Gedächtnisses eine ausserordentliche Vesper in der Kathedrale gehalten und dabei in Gegenwart des hier residierenden Kardinals mit den Castagnetten getanzt werden sollte. Wir hatten für unsern Zweck schon genug kirchliche Ceremonien gesehen, und meine Freunde wollten lieber einen Spaziergang längs des Ufers des Guadalquivir machen, und so verabredeten wir uns, dass sie mich am Ausgang erwarten sollten. Ich für meine Person wollte alles hören und sehen, was zur Charakteristik Spaniens beitrug, und ich wurde für meine Mühe gut belohnt.

Das Mittelschiff der Kirche war bei meiner Ankunft bereits gefüllt. Herren und Damen in Sommerkleidung, die sich mit fröhlicher Höflichkeit begrüssten; man konnte sehen, dass die Neugierde über die Frömmigkeit den Sieg davontrug. Betstühle waren beiseite geschoben, und vom Hauptaltar bis zum Chor war ein breiter Weg offengelassen; die Sonne schien mit ihren breiten, warmen Mittagsstrahlen durch die hohen, reich bemalten Bogenfenster und färbte jeden Kopf und jedes Kleid mit einer besonders effektvollen Glut. Jeder sass oder stand, die Augen auf den Mittelweg gerichtet, der durch Kirchendiener mit silbernen Ketten und Tambour-Major-Stäben bewacht wurde. Figuren von selbstbewusster Unentbehrlichkeit. Auf dem Altar brannten Kerzen oben und unten; Blumen lagen auf den gestickten Kirchengewändern; sichtbar stieg der Duft von Wachs und Weihrauch empor. Mitten vor dem Altar kniete der Kardinal in seiner roten Kleidung, umringt von Jünglingen und Chorknaben. Sie waren herrlich anzusehen in ihren weiss und rot gestickten Ueberkleidern, mit kräftigen, frischen Gesichtszügen und kurzgeschorenem, schwarzem Haar. Der eine trug ein grosses, mit Gold beschlagenes Buch, der andere ein rauchendes Weihrauchfass, ein anderer wieder ein grosses, mit Edelsteinen eingelegtes Kreuz. Die kniende, rote, von den Wachskerzen beleuchtete Gestalt und die Chorknaben um dieselbe wie ein Stab; es war ein echt spanisches Schauspiel, reich und warm. Ich hatte genügend Zeit, mir alles gut anzusehen, denn es war eine Stille, nur leises Flüstern und Hin- und Herlaufen, um den Pater nicht zu stören, der mir gegenüber auf dem Predigtstuhl eine Rede hielt, auf die niemand hörte und deren Ende jeder sehnsüchtig erwartete.

Endlich schloss der kleine, schrumplige Mann sein Buch, die Rede war zu Ende, und er ging zufrieden vom Predigtstuhl runter.

Nun richtete sich der Kardinal aus seiner gebeugten Haltung auf, und seine grosse Gestalt und seine auffallende Kleidung beherrschten die ganze Versammlung; er trug ein weisses Käppchen auf seinem braunen Haupt, und seinen roten Hut hatte er unter dem Arm. Alle erhoben sich und stellten sich zu beiden Seiten des Mittelweges auf, auf dem ich wie bei der vorherigen Prozession das duftende Tannengrün und die Reseda begrüsste.

Würdevoll stieg nun der Kardinal die Stufen herunter, voran gingen vier der grössten Chorknaben, und all die andern folgten. Es waren ein paar niedliche kleine darunter, ich zählte achtzehn. Langsam begaben sie sich nach dem Chor; dort liess sich der Kardinal in einen grossen Armstuhl nieder, die Chorknaben gruppierten sich in einem grossen Kreis um ihn. Dann erhob einer der grössten Knaben den Arm (ein Zeichen) und der Gesang begann. Ein lieblicher Gesang von Kinderstimmen, fein und naiv; er klang in dieser grossen Kirche, die sonst das Dröhnen der schweren Kirchenorgel erfüllte, wie etwas neues; wie ein frühes Morgenläuten, wie eine Botschaft aus der Ferne. Nun wurden die Castagnetten geschwungen und ein Menuett in zierlichen Bewegungen um die Hauptperson getanzt. Der Kardinal hatte nun seinen Hut aufgesetzt und beschaute die ihn umringenden tanzenden Kinder mit echter Gemütlichkeit, seine feingeformten Hände auf der Brust gefaltet. Es war ein hübsches Schauspiel, wie die feingekleideten, fröhlichen Knaben in einer Reihe tanzend, singend und Castagnetten schwingend, einen Kreis bildeten, der würdevolle, rote Kardinal in ihrer Mitte, und das alles umgeben von der schönen Architektur der Hauptkirche. Aber jetzt begann die Orgel, alles mit ihren schweren Tönen erfüllend; der Kardinal und sein Gefolge verliessen den Chor und begaben sich in die Sakristei; die Ceremonie war für diesmal beendigt.

Für mich aber noch nicht, denn ich hatte über einem der kleinen Ausgänge die Aufschrift gelesen: Nach Beendigung Besichtigung der Reliquien. Den Strom der hinausziehenden Menge verlassend, ging ich mit einigen Landleuten und Fremden durch ein kleines Thor, über dem ich die Aufschrift gelesen hatte. Ich kam durch einen schwarzgestrichenen Korridor in einen gewöhnlichen Raum, der an der einen Seite ein hohes Fenster hatte; die gegenüberliegende Wand wurde von einem grossen eichenen Schrank, dessen massive Thüren weit geöffnet waren, vollständig eingenommen. Darin blitzte und glänzte es von allerhand Gegenständen, deren Verwendung ich nicht begriff. Auf Brettern standen wunderlich geformte Dosen, seltsame Becher, Monstranzen und viele prächtige, mit Edelsteinen eingelegte, lange, hohe, runde und eckige Kästchen.

Wir gruppierten uns alle um den Schrank. Ein Mönch mit einem langen Stab erwartete uns, und an der andern Seite sass einer der Chorknaben, der ein schweres Pergament auf den Knien hielt und darüber gebeugt mit lauter Stimme begann: »In este cofrecito, in diesem Kästchen werden die Gebeine des heiligen Hieronymus aufbewahrt«, und während er dies sagte, wies der Stab des Mönches auf den betreffenden Gegenstand hin. »In este otro,« fuhr der Knabe fort, »in dem andern wird der Gürtel der heiligen Veronika aufbewahrt«, und so wurde alles aufgenannt und durch den langen Stock die Stelle angewiesen, wo diese modernden Sachen in Prachtumhüllungen bewahrt wurden.

Schon in der Kirche hatte ich ein Geräusch von schwerem Glockenläuten vernommen, aber als ich herauskam, wurde ich von meinen Freunden, die mich ungeduldig erwarteten, am Arme mitgeschleppt, um doch nur so schnell wie möglich fortzukommen, denn das ohrenbetäubende Geläute dieser Glockenmasse machte es uns unmöglich, auch nur einen Augenblick auf dem Platz zu bleiben; dies ist der Brauch beim Schluss

der Abendandacht in Sevilla, aber nie habe ich solch ohrenpeinigendes und sinnverwirrendes Läuten gehört. Ich sah mich um, wie man sich nach dem verfolgenden Feind umsieht, und da bemerkte ich, dass die Glocken der Giralda durch Oeffnungen im Turme beim Läuten nach draussen geschwungen wurden, sodass der Schall nicht im Turme blieb, sondern nach draussen über die Häupter der heimkehrenden Kirchgänger gellt. Wir taumelten die Stufen hinunter, über den Platz und die Strasse entlang, bis uns das entsetzliche Geräusch nicht mehr erreichte und wir wieder in Frieden atmen konnten.

In Sevilla spaziert es sich sehr angenehm; malerisch sind seine engen, mit grossen Fenstern und Balkons gezierten Strassen, oftmals so schmal, dass die Nachbarn bequem miteinander lachen und streiten und von ihrem Diner etwas hinüberreichen können. Auf den Plätzen rastet gewöhnlich eine kleine Karawane von Maultieren, die dort malerisch neben ihren Fruchtkörben stehen oder kauern, während der schlafende Treiber gemütlich zwischen seinen Pflegebefohlenen auf der Erde liegt.

Was jedoch in Sevilla so merkwürdig ist, das sind die Häuser der wohlhabenden Bürger. Diese Häuser erregen sofort Aufsehen, und man wirft unwillkürlich einen neugierigen Blick hinein. Es ist eigentlich kein geschlossenes Haus, es ist immer ein mit einem zierlichen Gitter umschlossener Garten davor.

Ich hatte mir vorgenommen, auf der Reise bei Freunden und Bekannten nicht anzuklopfen, da dies oft Veranlassung zu lästigem Aufenthalt giebt, wie es auch nun wieder schien. Indessen war es uns nicht möglich, eine dieser Privatwohnungen zu besichtigen, ohne von unserem Plan abzuweichen, und so geschah es. In Sevilla wohnte ein berühmter, junger Maler, der mir zu meinem siebzigsten Geburtstage einen Gruss aus Spanien sandte. Ihn zu besuchen, war also unser Vorhaben.

Nachdem wir geklingelt hatten, wurde uns durch einen

würdevollen Majordomus geöffnet, welcher uns im Patio oder Vorhof auf zwei Marmorbänken, welche am Eingang angebracht waren, Plätze anbot. Bald erschien unser neuer Freund; mit offenen Armen hiess er uns willkommen und freute sich, uns kennen zu lernen, und dass wir seine Vaterstadt mit unserm Besuch beehrten.

»Was Sie wohl für uns thun könnten?« antwortete ich auf sein bereitwilliges Anerbieten. »Ihre Güte, uns zu empfangen, ist gerade das, was wir brauchten, denn wir wünschten eins dieser schönen Häuser zu sehen, die uns in Sevilla so verlockend von aussen anlachten, und ich muss sagen, es sieht hier aus, als ob man nur zu seinem Vergnügen auf der Welt ist.«

»Ja,« sagte er, »diese Patios sind denn auch das schönste und beste unserer Wohnung. Die Blumen, die Bänke, die bemalten Wände, alles wird hier gut unterhalten; es regnet hier selten, und diese Fontäne« — hier drückte er auf eine Feder — »giebt abends einen erfrischenden Strahl, denn es kann hier gewaltig warm werden.« Er bog einige kupferne Rohre nach vorn, woran Lampen befestigt waren. »Abends haben wir hier eine gute Beleuchtung, obwohl wir oft beim Mondschein Gesellschaft haben; dann ist es unser Empfangszimmer, unser Salon, hier musizieren wir abends und spielen Karten, oder sitzen nach spanischer Art mit grossen Gläsern Wasser vor uns und verhandeln über dasjenige, was uns Maler am wenigsten angeht, die Politik. Und sehen Sie hier, unter dieser Säulenreihe ist eine Veranda, wo alles bequem eingerichtet ist. Hier hängen einige alte, vielleicht wohl gute Gemälde; dann haben wir da ein Klavier, einen Lesetisch, und wenn Sie nach oben sehen, bemerken Sie die Schlafzimmer, deren Fenster und Thüren nach der Veranda hinausgehen, sodass oft bis spät in die Nacht hinein die Gespräche der sich zu Bett Begebenden mit den unten Sitzenden fortgesetzt werden.«

Unser Gastgeber war ein schöner junger Mann von echt südlichem Typus. Von schlanker Gestalt, mit einem feinen, blassen Gesicht und Augen mit breiten Lidern, die dem Dunkel der Augenbrauen etwas sanft Wehmütiges gaben; ein langer, zierlicher Schnurrbart bedeckte einen breiten, warmen Mund und vereinigte sich mit einem kleinen, spitzen Bart, der sein breites Kinn zierte. Er war im Begriff, auszugehen, und lud uns ein, mit ihm sein Atelier zu besuchen, das in einiger Entfernung von der Stadt gelegen war. Ein guter Wagen, mit einem Paar breiter andalusischer Pferde bespannt, nahm uns auf, und wir fuhren nach draussen.

O Holland! Holland! dachte ich während der Fahrt, es ist doch viel schöner, eine Reise in Dir zu machen, als in diesen grossen Ländern, wo es auf einige Meilen nicht ankommt. Ich verglich diese Reise mit einem Abstecher längs der Amstel nach dem »Kalfje«, oder längs des Reichsweges von dem Haag nach Delft; welche herrlichen Bäume, Felder und Wasser. Hier war alles dürr, durch die Sonne verbrannt, überall nichts als grosse gelbe Grasbüschel, die längs Mauern wuchsen, über denen man nichts wahrnehmen konnte, keine Umrisse, keine Fernsicht. Glücklicherweise kamen wir bald an eine hübsch gebaute Villa, worin das Atelier und die Stallung für die Pferde war.

Der junge Meister zeigte uns alles, was er in Arbeit hatte, und bemühte sich dabei, unsere Meinung über ein grosses Gemälde, dass ein spanisches Volksfest darstellte und für einen ersten Pariser Salon bestimmt war, auszuforschen. Viele Cigaretten und Kunsttheorien wurden verbraucht, und als wir Abschied nahmen, verabredeten wir, uns des Abends in dem Café Suizo in der Hauptstrasse de Sierpes zu treffen. Da bemerkte ich, dass meine Furcht vor Freundlichkeiten nicht ohne Ursache gewesen war.

Bei unserer Ankunft im Café Suizo fanden wir unsern Freund bereits auf uns wartend und neben ihm einen dicken, gesunden

Herrn mit einem niedlichen Bärtchen um seine dicken Sanchowangen und kräftigem, grauem Haar, das den grössten Teil seiner Stirn bedeckte; er kniff seine kleinen, grauen Augen beim Begrüssen zu, und sein grosser, lachender Mund hiess uns willkommen in Spanien. Er redete uns in französischer Sprache an und ging nach und nach zur spanischen über. »Moi l'honneur être président de la Sociedad Pictoral de Sevilla.« Er war hergekommen, um mich im Auftrage des Malerklubs einzuladen; sie wollten mir ein Fest veranstalten, und ich sollte Tag und Stunde bestimmen.

Wie fröhlich hätte ich dem vor dreissig Jahren zugejubelt, jetzt sagte ich mit grosser Zuvorkommenheit, dass, so sehr ich diese Einladung auch schätzte, unsere Zeit verstrichen wäre, um länger in Sevilla zu bleiben, und wir unsere Reise morgen fortsetzen würden.

Ich glaube, dass meine spanischen Freunde über dieses Missglücken ebenso wenig betrübt waren als wir selbst, und nach einem herzlichen Abschied drängten wir uns durch die Menschenmenge und kamen wohlbehalten in unsere Alhambra zurück.

Der Abend war mild und klar, und wir bestellten unser Abendessen in einem kleinen Café oder Pasteten- und Tortenbäckerei, wie man sie hier viel in den besseren Gegenden der Stadt zusammen findet, und gingen auf gut Glück in die Stadt hinein, um alles zu besichtigen, worauf wir stiessen. Grossartige Geschäfte, zierliche Cafés hat Sevilla in Menge, aber für unsern Geschmack war da nichts zu sehen oder zu geniessen. Wir hielten mehr von Volksversammlungen und Hintergässchen, die es hier in Menge giebt.

Eine kleine Pforte, durch die wir in der Ferne ein Licht brennen sahen, zog unsere Aufmerksamkeit an, und wir hörten denn auch die Musik einer spanischen Drehorgel, die wie eine Guitarre mit einer Harmonika zusammen klimpert und

klingt. Es war ein Ball, denn ein wenig weitergehend, sahen wir die Anzeige bei einem Eingang, der mit einer bunten Mousselingardine verhängt war. An beiden Seiten war ein Muttergottesbildchen angebracht, mit Blumen und Lorbeerzweigen verziert und durch kleine Wachskerzen beleuchtet, was für eine solche Gelegenheit als ein eigenartiger spanischer Eingang angesehen werden konnte, uns aber durch die Armut und Einfalt der Ausführung wunderbar anmutete und hineinlockte.

Wir kamen in einen grossen, offenen Raum, worin man oben den Himmel und die Sterne sehen konnte; Papierlampions von verschiedenen Farben waren hie und da aufgehängt, eine Treppe führte nach einer Galerie. Bei unserem Eintritt schien uns alles viel zu dunkel, aber langsam gewöhnten sich unsere Augen daran.

In der Mitte sass ein kleiner, buckeliger Mann, der eine gutklingende Orgel drehte und nebenbei die Rolle eines Tanzmeisters ausübte, mit Rufen und Schreien die Tänzer zusammenhielt oder auseinanderbrachte. Als wir uns diese Gesellschaft ansahen, bemerkten wir wohl, dass wir uns in einem etwas schlechten Lokal befanden, aber einmal hineingekommen und umgeben von Musik und Tanz, blieben wir einen Augenblick neugierig stehen. Wir hatten kaum einige Augenblicke da gestanden, als wir die Aufmerksamkeit des Leiters dieser Unternehmung auf uns lenkten; drei Stühle wurden für uns an die Mauer gestellt, und da sassen wir, wie im Schauspiel der Prinz und die Prinzessin, die sich das Ballet ansehen müssen.

Nun kam die Pause, die Orgel schwieg, die Damen und Herren gingen auseinander, und wir beabsichtigten, fortzugehen, als ich bemerkte, dass neben mich ein Stuhl gesetzt wurde, auf dem sich eine der Damen elegant niederliess und mir einen Blumenzweig aus ihrem Strauss anbot, der ihre

Brust zierte. Darauf fragte sie schalkhaft, ob ich nachher nicht eine Runde mit ihr tanzen wollte. Auch meine Freunde wurden dadurch überrascht, dass jeder eine der Damen zur Gesellschaft bekam, und der Restaurateur setzte, als ob es so bestellt war, ein kleines Tischchen vor uns, worauf eine grosse Steinschale mit dampfendem Wein, Löffel und Gläser standen. Da sassen wir nun wie gemütliche, alte Freunde, wenig miteinander sprechend und viel lachend, denn die reizenden Verführerinnen verstanden eigentlich nichts von unserem Spanisch und amüsierten sich über unsere Verlegenheit und über unsere fremden Manieren. Auch einige der Männer nahmen ihr Glas und tranken auf unsere gute Reise, und wir begriffen nun, dass man uns gebrauchte, um einmal auf unsere Kosten zu schwelgen. Aber hier in Spanien ist alles mit einigen Pesetas zu bezahlen, und wir liessen den Leutchen vollauf Freiheit, unsere Grossmut zu missbrauchen. Der Wein und die Fröhlichkeit thaten ihre Wirkung, und ich glaube, dass wir nach und nach in den Zustand kamen, dass wir Arm in Arm gingen und uns allerhand Liebes erzählten. Meine Reisegefährten tanzten und sangen mit; fröhlich und vertraulich wurden wir beim Abschied umarmt und geküsst. Es war sehr spät geworden, und wir gingen auf gut Glück in die dunkle Nacht hinein, durch die uns unbekannten Strassen von Sevilla, unser Hotel aufzusuchen; der Gott der Trunkenen beschützte auch uns, und wir kamen wohlbehalten dort an, wo wir hin mussten.

MURILLO.

O heiliger Murillo, da stand ich nun nach dieser heissen Nacht am folgenden Morgen im Museum zu Sevilla und starrte Dein Werk an und versuchte mir klar zu machen, wie ich mit Dir und Deinem Schaffen zurechtkommen konnte. Im Museo del Prado neben dem siegreichen Velasquez wollte ich Dich nicht flüchtig ansehen. Aber hier bist Du der Tonangebende. Die ganze Seitenwand ist mit Deinen seligverklärenden Gemälden bedeckt; Deine Vaterstadt hat Dir gebührende Ehren erwiesen, und doch bei aller Fülle wie leer, leer durch Eintönigkeit. Du bist mir zu süss, Du kommst mir vor wie ein Gebäck, in dem zu viel Zucker ist. Ich möchte sagen, es ist kein rechter Stil in Deiner Arbeit, es liegt nicht das elegant Royale eines Velasquez darin, auch nicht das Rauhe eines Ribera, alles ist bei Dir abgerundet, angenehm in Farbe und Form.

Wenn Michel Angelo einen Finger auf ein Stück Papier zeichnet, dann ist es ein Finger, wie er ihn erfunden hat; durch einen einzigen Schwung, durch einen einzigen Pinselstrich verrät Rubens seinen Charakter und die Eigenart seines Talentes. Bei Dir dagegen wird alles durch gleichmässiges Schaffen ohne

Ende ersetzt, immer dieselbe Farbenauffassung, dieselbe Behandlung, die alles weich und glatt macht; würde ich Dich vielleicht den Maler der frommen Sanftmut nennen dürfen?

Und doch werden Deine Werke denen der andern grossen Spanier stets gleichgestellt werden, denn Dein Werk ist schön; grosse Gemälde füllen Kirchenwände und Palais mit angenehmen Kompositionen, voll fröhlicher Farben, und sie haben nicht den Fehler des Puppigen — mit dem Du nichts zu thun hast.

So dachte ich, als ich durch das Museum ging, aber als ich ein Ende weiter gegangen war, da stand ich wieder. »Kommt einmal her,« rief ich meinen Reisegefährten zu, »das ist nun ein hässliches Gemälde, und wie schön ist es doch.« — Meine zweideutigen Redensarten machten auf sie keinen Eindruck, und ich sah, dass sie gleich mir getroffen waren. Morales heisst der Maler; es ist ein Mann, den wir wenig kennen. In Madrid hatte ich auch bereits etwas von ihm gesehen. Morales ist der Gegenfüssler des angenehmen Murillo. Schwarz ist er und grau, die Farbe ist keine Farbe, sondern nur ein Ton von schaurigem Blaugrau, aber — welch ein Gefühl, welch ein Charakter, es ist alles wie geschaffen, um die grosse Trauermär des toten Sohnes auf dem Schosse seiner Mutter auszudrücken. Maria ist ein unscheinbares Wesen, aber es ist ein Mensch, es ist eine Frau. Mit einem wehmütigen, ärmlichen Gesicht sieht sie uns an und neigt ihr Haupt, ihr kleines, abgemagertes Haupt über das Angesicht des entschlafenen Jesus. — Alles, was Murillo fehlt, ist in diesem Gemälde vereinigt: Einfalt und Ernst; Prunksucht der Malkunst ist hier vollständig verbannt.

Dass doch die Menschen die Gemälde stets als Möbel für Salons, in Korridors, Kirchen und Gebäuden gebrauchen wollen. Nun kommt sogar die moderne Idee, dass das Gemälde sich dem Gesamteindruck des Gebäudes anschliessen muss; es muss mitwirken. Und Du, armer Morales, hast für Dekorationen

kein Geschick, aber Dein Werk möchte ich wohl in mein kleines Zimmer mitnehmen, ich würde es nicht aufhängen, ich würde es mit der bemalten Seite gegen die Wand stellen, aber in jenen Augenblicken, wo man am liebsten mit sich selbst allein ist, in Stille nachdenkt und die Welt ringsum vergessen möchte, dann würde ich Dein Werk vor mich hinstellen, und es würde mich trösten, einen Geist gefunden zu haben, der mit mir fühlt und denkt — und Leid erhebt zu jenem Geheimnisvollen, das wir Poesie nennen.

AFRIKA.

In einigen langweiligen Stunden bringt uns der Zug nach Cadix, der südlichsten Stadt Spaniens; der Weg dorthin hat bereits einen einigermassen afrikanischen Charakter. Die Wohnungen sind alle offener gebaut und bestehen oft nur aus weissen Mauern. Von Zeit zu Zeit wird man durch Menschen und Tiere überrascht, die unter diesem südlicheren Himmel das schwarze Kennzeichen tragen.

Vor unserem Hotel zu Cadix, das man uns als das beste angewiesen hatte, schienen Neger und Gepäckträger ein

wahres Gefecht zu liefern. Man riss sich gegenseitig Koffer, Packete und Kleidungsstücke aus der Hand, rannte Thür aus und ein mit Schimpfen und Schreien. Endlich trat ein Herr ein, setzte sich in ihre Mitte und gebot Ruhe. Jeder schien ihn zu fürchten. Und in der That, er sah furchterregend aus, hohe Stulpstiefel, kurze Hosen und Jacke aus dunklem Sammet, kostbare Ringe an beiden Händen und einen Schnurrbart, woran er viel zu drehen hatte. Er brachte alles zur Ruhe, und wir vernahmen bald, dass es der Gesandte des Königs von Spanien beim Sultan von Marokko sei, der nach hier gekommen war, um morgen mit demselben Dampfer, den auch wir benutzen wollten, nach Tanger zu fahren.

Da wollten wir hin: Afrika, Marokko, Tanger. Ein neuer Erdteil, ein mohamedanischer Staat; die Hitze und die Seereise übersehend, sahen wir dem dunklen Afrika mit neugierigen Blicken entgegen.

Das hatten wir auf unser Reise noch nicht erlebt, sieben Stunden auf See und nicht die besten Seefahrer; aber ich rechnete darauf, dass mir die neue Umgebung genügend Ablenkung bieten würde, und so war es auch. Der Morgen unserer Abfahrt war sonnig und frisch, die tropische Wärme machte sich bemerkbar, wurde aber von einem leichten Winde herrlich gemildert. Der uns erwartende Dampfer lag schaukelnd auf dem Wasser. Das Zeichen wurde gegeben, und jeder richtete sich auf das bequemste ein; und als ich schon eine Weile über die breiten Wellen fuhr, beschäftigte mich nichts als die Hunderte fremder Dinge, die sich um mich hin bewegten. Zuerst das Meer, — ja, das mittelländische Meer ist blau, als sei es mit Indigo bemalt, aber das ist nur der Grundton, das Glänzen der flimmernden Wogen, die Wolkenschatten, der Reflex der vorüberfahrenden Schiffe auf dem Wasser, die Luftspiegelung der hellen und dunklen Wolken giebt dem blauen Wasser eine tausendfache Schattierung,

und die rollenden Wellenberge mit weissen Köpfen und violettgrünen Zwischenfarben geben dem Ganzen eine unaufhörliche rhythmische Bewegung.

Aber auch die Bemannung des Schiffs ist sehenswert. Neger und spanische Matrosen, Reisende jeder Nationalität und Kleidung, von dem englischen Touristen im karriertem Anzug bis zum Araber, der auf dem Verdeck liegt, sich in seinen weiten Burnus wickelt, und halb nackte Kinder mit geschorenen Köpfen und Amuletts auf der Brust.

Wie ein kleines Intermezzo sassen neben mir zwei spanische Mädchen aus Cadix, aufrecht, bange und blass wie zwei Marmorbilder, ihr feines Profil dem Horizont zugewandt. Sie sprachen nicht, drückten sich schüchtern aneinander, allmählich wurde die eine immer blasser und blasser und die andere besorgt und unruhig, und sie gingen still vom Verdeck nach unten, und ich habe sie nicht mehr oben gesehen. Stundenlang ging es auf und nieder, oft schien es, dass wir versanken, um dann wieder mit dem Vordersteven nach oben geworfen zu werden, alles schüttelte, krachte und zitterte, aber diese Eintönigkeit wurde oft durch vorbeikommende Schiffe, die mit ihren bunten Segeln jauchzend und grüssend an uns vorüberfuhren, unterbrochen. Dampfschiffe, Kriegsschiffe und Schaluppen mit turbanbedeckten Marokkanern kamen an uns vorüber.

Endlich sahen wir in der Ferne einen kahlen Felsen, das war Tanger; noch waren wir auf hoher See, aber unser Dampfer warf Anker und blieb liegen. Nun erschien der Gesandte mit seinem Gefolge auf dem Verdeck; eine Flagge wurde gehisst, und wir sahen in der Ferne etwas ankommen, das einen Goldklumpen auf einer blau-silbernen Schüssel glich. Es wurden Signale gepfiffen, Anstalten zum Verlassen des Schiffes gemacht, Leitern niedergelassen, und die wunderliche Figur in der Ferne entpuppte sich als eine mit grossen Flaggen verzierte Schaluppe, die geradeswegs auf uns zukam. Es war

die königliche Schaluppe, die dicht bei uns anlegte.« Ein farbenreiches Bild auf diesem blauen Felde, braune und schwarze Mannschaften mit weissen Turbans. Die Schaluppe war mit bunten Teppichen, Shawls und seidenen Kissen bedeckt. Tableaux vivants von Decamps, Delacroix, Rubens, Ribera und all den tüchtigen Malern, die ich so gut kannte und so schön fand.

Langsam kamen nun auch in der Ferne die schwarzen Schaluppen für die übrigen Passagiere, und es überkam uns sesshafte Bürger ein etwas ängstliches Gefühl bei dem Gedanken, uns über diese grosse wogende Fläche solch eine Strecke fortschaukeln zu lassen; es war aber nicht viel Zeit zum Nachdenken. Ein junger Mann, seiner Kleidung nach Europäer, stellte sich uns vor, sprach deutlich englisch und zeigte uns ein Telegramm, durch welches er von Cadix aus zu unserm Dienst bestimmt war. Hinter ihm standen fünf Gepäckträger, die wüsten Köpfe mit roten und gelben Tüchern umwunden, ein zusammengedrehtes Leinen umgab ihre Hüften. Auf Anweisung unseres Führers wurden wir angefasst und aufgehoben, alles wurde in die Schaluppe geworfen, Menschen, Koffer und Kisten, alles schlug und stiess gegeneinander; jeder schrie so laut er konnte, um Befehle zu erteilen oder zu empfangen, dabei das Zischen und Pfeifen des Dampfers, der uns mit seinen schwarzen Rauchwolken umhüllte. Es war ein Höllenlärm.

Vor mir in der Schaluppe auf einer Bank sassen zwei schüchterne, alte Leute, Mann und Frau, unruhig und geängstigt um sich schauend; sie hielten mit Besorgnis allerlei Päckchen, Regenschirme und Kleidungsstücke zusammen, und als auf einmal ein heftiger Stoss kam, griff das Herrchen an meine Knie, um nicht vornüber zu fallen. »J beg your pardon«, sagte er und sah mich an, als ob er fragen wollte, ob ich englisch verstand, und als ich ihm bejahend zunickte, fuhr er fort: »Is it not a shame, how they manage those things

here«. Aber der braune Barbar mit der grossen blauen Mütze auf seinem schwarzen Kraushaar, der auf dem Rand der schaukelnden Schaluppe sass und seine groben Beine hin und her baumeln liess, gab das Zeichen und wir fuhren von dem Dampfer ab auf die grosse Wasserfläche hinaus, direkt auf Tanger zu.

Ich kann nicht leugnen, dass für denjenigen, der an seinen täglichen Lehnstuhl gewöhnt ist, dieses Schaukeln auf offener See etwas erschreckendes ist. So wie wir da lagen, zwischen Packeten verstaut und aufeinander gepackt, schien es, als ob wir, auf der unendlichen Wasserfläche liegend, vorwärts schwammen. Plötzlich kamen wir in die Gefahr, in die Nähe eines grossen Schiffes zu geraten. Das Rudern musste eingestellt werden, dann wieder vorwärts; nun näherte sich der Felsen schon mehr und mehr; wir unterschieden die sandige Küste, die hin und her laufende Menge, die uns erwartete — mit einem Stoss waren wir an Land.

Unterstützt von allerlei Armen und Händen, die man nicht unterscheiden konnte, stiegen wir aus. Kein Omnibus, kein Hoteldiener, nur ein Drängen und Stossen, um das Gepäck auszuladen und fortzutragen. Durch unsern in dieser Aufregung ruhig bleibenden Führer lief alles gut ab, und wir standen nach einigen Schritten auf afrikanischem Boden vor den Zollbeamten des marokkanischen Sultans. — Welche Gestalten!

Diese erste Begegnung mit dem herrschenden Moslem ist in der That bemerkenswert. Nichts erinnert hier an ein europäisches Bureau oder dergleichen. Ausserordentlich gleichgiltig für alles, was den Fremden betrifft, starren die Beamten uns an. Es war, als ob der Sultan diese Männer ausgesucht hatte, um den Gegensatz in Figur und Kleidung zu dem Europäer zu zeigen. Kein Zeichen oder Merkmal war an ihrer Kleidung zu entdecken; die Gestalten und Haltung der Vorgesetzten zeigten an, dass sie hier das Kommando führten.

Im Schatten, mit dem einen Arm nachlässig an die Wand gelehnt und mit der rechten Hand mit einem dünnen Bambus spielend, sass der Hauptmann. Auf seinem braunen Haupte trug er einen hohen Turban, und seine ganze Gestalt war in eine elegante, weisse Gewandung, die von seiner breiten, nackten Brust bis auf seine blossen Füsse fiel, gehüllt. Verächtlich sah er auf die Koffer und Packete, die zu seinen Füssen niedergelegt wurden; er winkte mit der Hand, und wir konnten gehen. Geleitet durch unsern Führer waren wir bald in einem englisch eingerichteten, mit allem Comfort, an den wir leider so gewöhnt sind, versehenen Hotel.

Es ist sonderbar, wie die Natur über uns Herr ist, denn obgleich ich, in meinem Zimmer angekommen, die Absicht hatte, mich zu baden, umzukleiden und zu schreiben, setzte ich mich still auf das Sofa und fiel, ohne dass ich es bemerkte, umgeben von meinen Koffern, noch in Reisekleidern und ohne jemanden, der sich um mich bekümmerte, in einen leisen Schlaf. Ich konnte so ungefähr eine halbe Stunde gesessen haben, als ich durch Geräusch und Schritte geweckt wurde; aber als ich meine Augen öffnete, glaubte ich noch, einen schlimmen Traum zu haben. Ein Kerl, schwarz wie ein Nigger, mit einem weissen Hemde an, schwatzte etwas Unverständliches und grinste mich mit einem Mund voll der grössten und weissesten Zähne, die ich je gesehen habe, an. Ich glaubte, dass ich ermordet werden sollte, aber der grosse Kerl holte aus seiner Brust ein sehr kleines, arg beschmutztes Buch und bat mich, es einsehen zu wollen. Nun begriff ich. Es war ein Eseltreiber und Dienstmann, der sich bei mir anbieten kam, und die Zeugnisse seiner besonderen Tüchtigkeit und Ehrlichkeit standen in dem Buch, englisch und französisch unterzeichnet, natürlich durch Namen, die ich nie hatte nennen hören. Er sprach zwar englisch und französisch, aber nur für Araber verständlich, er verstand mich wenig und ich ihn

ganz und gar nicht; aber um ihn endlich los zu werden, griff ich nach der Karte unseres Führers und bedeutete ihm, sich mit diesem Manne zu verständigen. Er stiess einen Ruf der Ueberraschung aus und sah mich sehr betrübt an, aber endlich verliess er, meine Hand küssend und sich verneigend, mein Zimmer. Das war auch nötig, denn ich war bei aller Müdigkeit nun auch noch steif von dem Sitzen während des Schlafens. Meine Reisegefährten, die sich bereits erfrischt hatten, kamen, um nach mir zu sehen und meldeten, dass alles zu einem guten Mahle fertig wäre. Eine halbe Stunde hatte ich noch übrig, und diese wurde angewandt, um alles zu thun, was ein Mensch bei solcher Gelegenheit thun muss, und wie neugeboren von innen und aussen ging ich aus dem Speisesaal nach meinem Zimmer, um zu lesen und zu schreiben.

Aber daran war nicht zu denken; als ich den Vorhang, der vor dem weit geöffneten Fenster hin- und herflatterte, wegzog, stand ich erstaunt und betroffen da; ich sah zum ersten Male eine afrikanische Stadt. Tanger lag glänzend im Sonnenlicht wie ein Panorama vor mir. Unabsehbare Reihen weisser Häuser, Türme und Mauern, wie hingestreut über hohe und flache Hügelreihen. Alles war weiss, sowohl der Vordergrund, als auch weiter hin, wo die Türme und die Moschee standen, weisse, hoch kannelierte Mauern mit Oeffnungen, als ob es Schiessscharten wären. Weiss, alles weiss, bis es in der Ferne in das herrliche Blau der See überging. Das Blau kam zwischen dem Weiss hier und da zum Vorschein, wenn die Hügelkette sich senkte oder schroff abfallende Felsen eine Schlucht bildeten, bis endlich dort, wo die Stadt ein Ende nahm, das Blau der See sich als scharfe Linie gegen den Horizont abhob.

Ich setzte mich und starrte auf die herrlichen Linien und Farben, bis ich bemerkte, dass der Abend hereinbrach. Die Farbe der Luft wurde grünlich-blau, und hin und wieder bekamen die violett gefärbten, langen, schmalen Wölkchen einen

goldnen Ton, so dass sie, während ich hinsah, wie polierte Goldbarren glänzten; aber als ich plötzlich aus dem flimmernden Glanz der Luft nach der weissen Stadt sah, war sie nicht mehr weiss, ein heller, rosiger Ton schien über sie ausgebreitet, die scharfen Linien der Mauern schmolzen ineinander, das Blassrot wurde grau, das Gold in der Luft war verschwunden, und als ich wieder meine Augen von dem noch hellen Himmel abwandte, waren Stadt, Hügel und See eins geworden und bildeten eine dunkle Masse gegen die helle Luft, in der der Mond und die Sterne langsam sichtbar wurden. Alles lag unter dem Schleier der Nacht, ich schloss das Fenster und ging zu Bett und träumte von allem, was ich gesehen hatte.

Ich schloss die Augen, und ich sah dann noch
Das blaue Meer, auf dem das Dunkel wohnt,
Vornan die Felsen, marmorweiss und kalt,
Darüber scheint mit Silber-Licht der Mond.

'ne atemlose Stille herrscht' umher,
Nur dann und wann, als wie das Leid erwacht,
Erhebt der Wind die Stimme mit Geheul,
Dann wird es wieder still, still wie die Nacht.

TANGER.

Wild, wüst und seltsam ist diese mohamedanische Welt; die Strassen fast unpassierbar, ich möchte sie mit einem Krokodilrücken vergleichen, so holperig, und wiederum mit einem Trog, in dem man herumwatet; oft strauchele ich bei einer Krümmung des Weges, die nicht zu übersehen war, über einen Menschen, der mit seinem Körper halb im Hause und mit seinen Beinen auf der Strasse liegt. Ein niedrig gebautes Krämerhaus steht da, in dem Früchte verkauft werden, und ein Trupp in gelb und grün gehüllter Kinder spielt davor auf einem grossen Haufen Abfall, über den eine Menge Insekten summen. Die braunen Kinder kriechen und spielen da umher und bemerken nichts von dem Gestank und dem wässerigen Schlamm, der auch mir um die Füsse läuft, und doch ist dieses Schauspiel von einem Glanz und Farbenreichtum, der meine an das Graue gewöhnten Sinne ausserordentlich anzieht und gefangen

hält. Ein schwarzer Wasserverkäufer kommt mit grossen Schritten dahergerannt; er ist ganz nackt, die Sonne hat ihn trocken und schwarz gebrannt. Das wollige Haar ist beinahe eins mit seinem dicken Kopf, worin ein paar funkelnde Augen tief verborgen liegen und woraus eine scharfe, krumme Nase und dicke breite Lippen hervorspringen. Das Kinn verläuft in einen kurzen, krausen Bart. Ein kleiner, grauer Lappen ist um seine Lenden gewickelt und baumelt zwischen seinen Beinen; seine Würde entlehnt er dem grossen braunen Ziegenfell, das um seine glänzende Haut geschlungen ist, und dessen Pfoten noch eben zu sehen sind; der Bauch des gegerbten Tieres ist mit Trinkwasser gefüllt, und der Hals dient als Röhre, um daraus zu trinken. »Ich würde es nicht mögen«, dachte ich mir und sehe, wie ein alter Mann mit zitternden Beinen seinen Mund vorausstreckt und dieses Labsal empfängt; er ist blind, der Arme, er hat einen Stab in der einen Hand, und mit der andern klammert er sich an den Arm eines kräftigen Jungen, der für ihn bettelt.

Aber dies alles ist nichts im Vergleich zu der wunderlichen Ueberraschung, wenn es eine Frau ist, der wir begegnen. Sieh da, da kommt ein grauleinener Sack angelaufen, sich an der Mauer entlang schiebend; ich achtete darauf, konnte aber weder Augen noch Füsse bemerken. Solche weitgehende Verpflichtung legt der Koran den verheirateten Frauen auf; es ist nicht das Sittlichkeitsgefühl, das jedem Auge die Schönheit der Frau verbirgt, es ist die Vorschrift des Koran, dass die Frau nur vor ihrem Herrn und Meister ihren Körper entblössen darf. Sie bewegt sich langsam vorwärts, bis sie vor einer, — wie soll ich es nennen? — Oeffnung, Thür oder Thor eines Hauses stillsteht. In dieser dunklen Tiefe liegen eine ganze Menge Kinder wie auf die Erde gesät. Es scheint eine Schule zu sein, und sie bleibt am Thürpfosten stehen, um ihr Kind zu holen. Sie schlägt gegen das

Dunkel der Thür das Tuch zurück, das über ihr Gesicht hängt, und das Kind hat sie schnell erkannt, aber niemand anders kann ihr Gesicht sehen, es sei denn der Lehrer, der tief innen mit einer grossen Rolle Papier die Ordnung handhabt. Es kommt eben eine Hand aus dem Leinensack zum Vorschein, um das Kind festzuhalten, und beide schieben weiter den holperigen Weg entlang.

Abends ist hier ägyptische Finsternis. Unser Führer und unser Diener Mahomed gehen dann vor uns her mit einer kleinen Laterne. Sie könnte wohl eine Zauberlaterne sein, denn sie ruft die tollsten und malerischsten Effekte in den dunklen, engen Gässchen, die wir durchschreiten, hervor. Unbegreifliche Kerle kommen plötzlich auf uns zu, ihre Beine sind beleuchtet, ihre Köpfe fliegen in der Dunkelheit weg über die mit allerlei seltsamen Schatten bewegte Strasse. Ein Spaziergang mit Mahomed und unserm Führer, abends mit einer Laterne bewaffnet, zeigt hundert Gemälde in der sonderbarsten Beleuchtung, und immer denke ich an die Radierungen, die Rembrandt von der Flucht nach Ägypten machte: Joseph mit einer Laterne in der Hand und die Hirten, die in der Nacht das Jesuskind im Stalle besuchen. Das ist die Grösse dieses Wundermannes, dass die Natur selbst so oft an seine Kunst erinnert.

Das sind jedoch alles Kleinigkeiten; wir gehen jetzt den Markt von Tanger besuchen. Unsere Gesellschaft, fünf an der Zahl, setzt sich auf Maultiere, ausser Mahomed natürlich, der mit einem Stock bewaffnet als Vorläufer, Wegbereiter, Dolmetscher, Friedensstifter jeden Augenblick auftreten muss; denn der Weg, den wir jetzt gehen, ist mit allerlei Arten von Menschen, Kaufleuten und Tieren überfüllt, und um nach dem Markt zu kommen, müssen wir uns durch die ganze Strasse hindurcharbeiten, bis wir wieder an ein Thor kommen wie das an der Seeseite. Aber das Gedränge und die An-

sammlung von Ziegen, Gepäckträgern, Eseltreibern, Frauen mit Körben voll Früchten! Es wühlt alles durcheinander, und man sendet uns bei allem Stampfen und Stossen dann und wann einen Fluch nach. Als wir an einer Moschee vorüberkamen, vor deren Eingang ein weisses Tuch hing, und anhielten, um es uns näher anzusehen, trieb Mahomed uns an, nicht zu verweilen; es durfte nicht sein, wir mussten weitergehen. Wir drängen uns an vielen Krambuden vorbei durch ein dunkles Thor, und nun kommen wir auf einen durch die afrikanische Sonne grell beleuchteten, unabsehbaren Raum.

Im ersten Augenblick, wenn man dort ankommt, wird man schwindlig; tausende von Menschen, man kann über die Köpfe laufen; alles schreit, hantiert und arbeitet durcheinander, der Platz läuft von dem Thore unten, wo wir stehen, nach oben, wo der Weg nach Fes ist, sodass es scheint, als ob die ganze Menge auf uns herniederkommt. Es ist kein Weg, kein Pfad zu entdecken, alles drängt und rennt gegen uns an; wir wagten uns nicht weiter, aber Mahomed mit seinem Stock vorauf und unser Führer zu Pferd neben unseren Maultieren beschirmten uns mit der Ruhe von Menschen, die an solche Schauspiele gewöhnt sind und wissen, was sie zu thun haben, und so bewegten wir uns gleich all den andern in dieser lebenden Menschensee.

Da sassen im Kreise, in grosse, graue Mäntel gehüllt, die Frauen aus der Umgegend, auf der Erde kauernd, mit ihren Armen die Knie umfassend; sie hatten allerlei Früchte, Geflügel und Pflanzen zu verkaufen; sobald wir sie ansahen, zogen sie die Tücher bis über die Augen. Eine unabsehbare Reihe Schafe, braune und schwarze, standen neben einer Menge rotbrauner Ochsen; weiterhin grosse Verkaufsstände mit Teppichen und Kleidungsstücken. Viele Männer arbeiteten und verkauften selbst, viele fabrizierten unter freiem Himmel, was sie auf dem Markt ausstellten. An einer erhöhten Stelle

stieg blauer Rauch auf; es war ein Kupferschmied, der damit beschäftigt war, grosse Schüsseln mit allerlei Figuren zu löten und zu brennen. Da kommt von oben ein Araber, gefolgt von fünfundzwanzig Kameelen, die eine Stelle suchen, um auf dem Markt die Güter, die er mit sich führt, abzuladen; er kommt nach einer vierzehntägigen Fussreise aus Fes. Ebenso grau und fahl, wie die Erde, auf der er geht, ist auch sein Gesicht, sein Haar und seine Kleidung, wie auch seine Kameele; alle haben die graue Farbe des Staubes, der auf der grossen Reise all die Tage und Nächte hindurch auf ihre Haut geweht ist. Die Bibel mit ihren Hirtengeschichten kam uns gleich in den Sinn. Es war Eliazar, der für Abraham nach dem Orte seiner Geburt mit Kameelen und Geschenken zog, um eine Frau für seinen Sohn Isaak zu holen; und wahrlich, hätte ein Maler diesen Gegenstand zu behandeln, er würde hier das richtige Modell für alles gefunden haben. Das würdige Antlitz des Karawanenführers mit seinem drei- bis viermal um den Kopf geschlungenen Tuche, sein bedächtiger Schritt und sein ruhiges Benehmen, das Einfache und Ernste seiner Kleidung, es war alles stilvoll. Mit einem grossen Stab ging er vor seinen wunderlichen hochbeinigen und langhalsigen Tieren her, die ihre flachen Köpfe mit den grossen Augen neugierig hin und her bewegten.

Ein wenig weiter stand ein niedriges, weisses Gebäude, man sah nichts als ein grosses Viereck von weissem Stein, auf dem an einer Stange eine Flagge gehisst war. Dies war die Wohnung eines Marabut oder heiligen Mannes, und dieser Priester oder Gelehrte, wie man ihn nennen will, sass vor der Oeffnung seines Hauses, um Amuletts zu schreiben, die von der ihn umringenden Menge verlangt und, wie ich glaube, auch bezahlt wurden. Mit kindlichem Vertrauen zu der Macht dieser heiligen Schriften gingen und kamen allerlei Personen, und wir konnten kaum den heiligen Mann sehen, so umringt war er von seinen Kunden.

Am seltsamsten jedoch waren für uns zwei Improvisatoren. Ein Raum war freigelassen, um den herum Männer, Frauen und Kinder sassen, standen oder lagen, die zwei schreienden Männer in ihrer Mitte. Sie sassen sich gegenüber und hatten jeder ein kleines Musikinstrument in der Hand, auf dem sie dann und wann einen Ton angaben. Uns schien es, als ob die beiden Künstler einen heftigen Wortstreit miteinander hatten. Sie standen dann und wann auf, und mit heftigen Gebärden und Geschrei warf der eine dem andern in singendem, summendem Ton allerlei Reden zu. Heftig waren die Bewegungen, die sie mit ihren Köpfen machten, oft als ob sie dieselben von ihrem Halse abdrehen wollten, um sie dem Gegner ins Gesicht zu werfen, dann trat dieser etwas zurück, um seinerseits in schnarrendem, kreischendem Ton den Gefährten zu übertreffen. Hier sah ich wieder, dass man solche Dinge immer auf dem Boden, auf dem sie zu Hause sind, sehen muss. Ich hatte schon viel von diesen reisenden Sängern und arabischen Improvisatoren, den Volksdichtern des Morgenlandes gelesen und auch Abbildungen gesehen. Aber nichts giebt das Leben, die Leidenschaftlichkeit und das Gebaren dieser morgenländischen Minnesänger wieder; man muss sie gesehen haben. Unbeweglich sitzen dabei die Liebhaber, um stundenlang diesen beliebten Vorträgen zu lauschen, und wir selbst, die wir nichts von allem verstanden, waren an den Fleck gebannt und konnten nicht aufhören, dieses seltsame Schauspiel mitten in dem grossen Gewühl zu betrachten.

Unser Führer aber wollte uns wieder weiter bringen. Mahomed hatte furchtbare Mühe, unsere Tiere und vor allem den Esel, worauf meine kleine Person sass, durch die andrängende Menge zu bringen. Ordnung oder Regel, Weg oder Steg schien nicht vorhanden, und mit Schieben und Stossen kamen wir endlich weiter aufwärts ins Freie, um einen Spazierritt durch die benachbarte, südliche Landschaft zu machen.

AFRIKANISCHE LANDSCHAFT.

Ganz das Gegenteil von dem Gedränge und den Belästigungen des Marktes war die Umgebung, sobald wir die Höhe hinter uns hatten.

Mit warmen, hellen Wölkchen durchwebt war der weite hohe Himmel; wohlriechend kam uns der Duft von Pflanzen und Blumen, die hier mannigfach im Felde und längs dem Wege wuchsen, entgegen; die ganze Landschaft war blumig und, obwohl es weiche und sandige Pfade waren, waren die Wege doch nicht steil und lästig. Ueberall Aloes mit scharf gezackten Blättern, Kakteen mit ihren gekrümmten Armen, dazwischen rote und gelbe Rosen. Das wächst alles durch den grauen Steingrund hin, und man braucht kein Maler zu sein, um bei dieser Erinnerung ein Gemälde vor sich zu sehen, sonnig, frisch und verführerisch. »Ist das nun das dunkle Afrika?« dachte ich. Mir war es, als ob ich hier eine stille Melodie klingen hörte, ein Gemälde, schön von Linien und Farben. So ritt ich in Entzücken auf meinem geduldigen Langohr durch stille, kleine Ortschaften, wo viele Kinder, braun und nackt, sich auf dem Wege wälzten. Männer und Frauen, die mit Handwerk beschäftigt waren, oder mit beladenen Maultieren langsam den Weg entlang kamen, oder Schafe und Ziegen nach ihren Ställen trieben, erzväterlich von Charakter. Alles beschien die kräftige Abendsonne, breite Schatten über die Thäler

werfend und glänzend in dem Smaragdgrün der Wälder, in denen Vögel sangen. Wir hörten die Nachtigall — es begann Abend zu werden —, wir stiegen nach dem Strand hinunter und erreichten Tanger wie wir angekommen waren, über den bräunlichen Sand durch die Seepforte.

Es war mir stets ein Rätsel, wie die Wohnungen hier, diese grossen, viereckigen Steinklumpen, von innen aussahen. Mir wurde stets gesagt, dass es gefährlich sei, dass dort nichts zu sehen sei und dass man, selbst wenn man die seltsamen Eigenheiten der Bewohner kennt, doch nichts zu sehen bekäme.

Eines Morgens spazierte ich allein, mit meinem Stock bewaffnet, um auf den schmutzigen und holprigen Strassen das Gleichgewicht zu bewahren, als ich eine Pforte oder Eingang sah, in dem eine Frau damit beschäftigt war, aus einem Brunnen Wasser zu schöpfen. Ich wartete einen Augenblick, und als sie fortgegangen war, ging ich hinein und sah einen hohen dunkeln Raum, in dem sich ein grosser steinerner Brunnen befand, wie er wohl auf den Bildern von Rachel und Lea dargestellt ist. Ein Rad war hoch über dem Brunnen angebracht, woran Seile und ein eiserner Haken hingen, alles war alt und verwittert, aber es scheint, dass diese Sachen hier besonders lange halten. Als ich mich umsah, bemerkte ich in der andern Ecke im Dunkel eine Steintreppe, die nach oben führte, natürlich nach den Räumen der Bewohner dieser finsteren Klause. Die Neugierde trieb mich nach oben. Es war sehr dunkel, aber als ich mich ein Stück oberhalb des Brunnens befand, wurden die Stufen schwach erleuchtet durch eine kleine Oeffnung, die sich im Dache befand; ich hörte etwas schleppendes nach unten kommen, konnte es aber nicht sehen, da ich mich auf einer Wendeltreppe befand. Aber bei der Drehung, die ich nun hinaufstieg, kam eine Frauengestalt herab. Eine schlanke Frau mit einem grossen Krug im Arm.

Als sie mich bemerkte, drehte sie ihr Gesicht nach der

Wand, zog hastig das Tuch, das um ihren Kopf hing, über die Augen, stürzte schnell die Treppe hinunter und zum Thore hinaus. Es war wirklich, als ob es eine Vision gewesen, die in dieser dunkeln Umgebung plötzlich an mir vorübergegangen wäre. Ich ging weiter nach oben und stand am Ende der Treppe, wo sich eine Gardine befand, die sich hin und her bewegte und durch deren Oeffnung ich unwillkürlich in den Raum sah und gesehen werden konnte. Ich stand da und wagte mich nicht weiter, nicht wissend, was mir vielleicht passieren könnte, wenn ich eintrete; doch als ich da unentschlossen stand und nachdachte, hörte ich zu meinem grossen Erstaunen rufen: »Ma mewakschego?« in hebräischer Sprache, die ich kannte; es war eine schwere Männerstimme, die mich fragte: »Was sucht Ihr hier?« Da trat ich ein und sagte meinerseits: Salom adonai salom allichem onoughi jehudi me eerets Hollande.«

»Eerets Hollande,« rief er, »wo ist das, was bedeutet das?«

So gut und so schlecht es ging, denn stark im Hebräischen war ich durchaus nicht, versuchte ich dem Manne . . . Aber ich muss erzählen, was ich sah und wer dieser Mann war. Ich war in einen dunkeln Raum eingetreten, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, das heisst, ein viereckiges Loch, das Nachts oder bei Unwetter mit einer Lucke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch mit schiefen Beinen, und darüber lag ein grosses, weisses Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer Rolle nach unten hing. Da sass hinter dem Tisch der jüdische Gesetzschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte sein fürstliches Haupt mir zu; dieses Haupt schien viel zu gross für den Körper, der unter dem langen

Tisch im Schatten schwer zu unterscheiden war. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig bleich wie Alabaster; Falten, kleine und grosse, liefen um die kleinen Augen und die grosse, gekrümmte Habichtsnase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weissen Schädel, und ein langer, weissgelber Bart lag in grossen Strähnen über das beschriebene Pergament. Er sass in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne, und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Wie gerne hätte ich mein Skizzenbuch hervorgeholt, der edle Kopf mit dem Bart, der mit dem Pergament und dem Lichte des Fensters eins war, umgeben von dem Dunkel des finstern Raumes, aber vor dem strengen Blick des Gesetzschreibers wagte ich nicht, mein Vornehmen zur Ausführung zu bringen. Er zeigte mir mit Stolz die Schönheit seiner Schrift, die Herrlichkeit der grossen Buchstaben, und wie alles gleichmässig ohne Linien geschrieben war. Er nahm würdevoll den grossen Gänsekiel, tauchte ihn tief in das schwarze Fläschchen, das neben ihm stand, und zeigte mir dann, wie er schrieb. Nachdem ich ihm meine Bewunderung ausgedrückt hatte, bat er mich, ihm seine Krücken zu reichen, und er humpelte mit mir nach dem offenen, flachen Dache, das auf gleichem Flur mit seinem Zimmer lag. Hier lagen Matten, worauf er sich niederliess und mich ersuchte, mich neben ihn zu setzen. Beide genossen wir nun das Panorama von Tanger, das unter uns lag, die Hügel und die See in der Ferne. So sitzend, das fremde Land vor mir, neben mir den langbärtigen Alten, auf den Matten des flachen Daches in Marokko, überkam mich das Gefühl, als ob ich in diesem Augenblick in einer Welt lebte, von der ich einmal geträumt hatte.

Dann stand ich auf, um zu gehen, der Alte legte seine Hände auf mein Haupt, und mit einem »jeworechecho adonai wejismerecho« (der Herr segne und behüte Euch) schieden wir von einander.

ABREISE AUS TANGER.

Am Tage vor unserer Abreise aus Tanger liessen unser Führer und Mahomed sich während des Frühstücks bei uns anmelden.

»Was giebt es, Pinto, warum so früh?«

»Ich will es Ihnen sagen, meine Herren! Wenn die Herren nach Fes wollen, so würden wir es Ihnen anraten können«.

Wir sahen unsere beiden Getreuen ernst an. Wie sie da standen, ein seltsamer Kontrast. Pinto wie immer, sauber und ordentlich wie ein Engländer mit seinem Hut in der Hand, Mahomed den braunen Burnus über seiner schmutzigen Brust tragend, mit blossen Beinen, rollenden Augen und weissen Zähnen.

»Ist es dort schön,« fragten wir, »schön und interessant?«

»Ja,« war die Antwort, »es ist alles wie hier, nur noch mehr binnenländisches Marokko und es ist die Residenz des Sultans und seines Hofes.«

»All right!« riefen wir.

»Ja, aber sehen Sie«, sagte Pinto, vorsichtig wie immer, »wenn Sie sich dazu entschliessen, müssen wir alles dafür in Ordnung bringen, denn es geht ungefähr vierzehn Tage durch die Wüste.«

Hier begannen wir bereits, einander mit zweifelnden Blicken anzusehen. »Wie geht das denn?« »Nun,« war die Antwort,

»für Proviant für all die Tage muss natürlich gesorgt werden; aber wir müssen auch ein Zelt haben, getragen durch ein Kameel mit seinem Treiber, denn es ist oft nachts sehr kühl, und Sie können auch nicht immer auf Ihrem Kameel oder Maultier sitzen bleiben . . .« Ich erschrak bei dem Gedanken. »Und die Hitze bei Tage?« »Ja,« sagte Pinto, »es ist auf der freien Fläche ziemlich heiss, aber das ist afrikanisches Klima.« »Ei, ei«, rief Erens, der wieder befürchtete, krank zu werden, »das ist alles gut für Neger und Marokkaner.«

»Ich muss es auch deshalb wissen,« fuhr Pinto fort, »weil ich den Daja um ein Geleite von zwei bewaffneten Busuks bitten muss, da sonst unsere Sicherheit in Gefahr sein würde. Es schwärmen immer Räuberbanden und Wegelagerer umher.« Wir sagten kein Wort. »Für den Rückweg«, fuhr er fort, »auch vierzehn Tage, können wir alles in Fes besorgen. Ich habe die Reise einmal sehr gut für einen Diplomaten und seine Familie geleitet, der zum Sultan befohlen war!«

Auf all diese Genüsse war aber keiner von uns Dreien vorbereitet. »Hören Sie einmal, Pinto,« sagte ich endlich, »sobald ich einen Auftrag an den Sultan bekomme, werden wir Sie alles in Ordnung bringen lassen; für jetzt aber bitte ich Sie, dass wir nun, unserm Programm zufolge, den Endpunkt unserer Reise erreicht haben und wieder zurückkehren und darum will ich Ihnen einen andern Auftrag geben. Versuchen Sie bitte für uns drei gute Plätze auf dem Dampfer zu erlangen, der uns nach Gibraltar bringt.«

GIBRALTAR.

Welch ein schroffer Gegensatz zwischen Tanger und Spanien, Gibraltar.

Eine englische Stadt, überall rote, englische Soldaten mit der schiefen Mütze auf dem Kopf, alle Läden mit englischen Aushängeschildern, englische Damen und Herren, elegant behandschuht und mit Schirmen in feinen Wagen kutschierend; Amazonen und Herren zu Pferd, es war hier und da ein Stück Regentstrasse. Gibraltar ist eine regelmässig gebaute Stadt am Fusse des Felsens, und darüber hoch in der Luft auf dieser augenscheinlich unersteigbaren Höhe liegt die berühmte Festung, ein Wunder der Festungsbaukunst, wie man sagt. Jedoch das englische militärische Leben war nicht das, was wir suchten; wir waren nach Gibraltar gekommen als den besten Ueberfahrtpunkt nach dem nahebei gelegenen Teile Spaniens, um so endlich weiter hinauf nach Granada zu kommen. Nun gingen wir zum dritten Male über See nach dem gegenüber liegenden Städtchen Algesiras.

ALGESIRAS.

Algesiras ist eine kleine Hafenstadt am mittelländischen Meer, gerade Gibraltar gegenüber, und wenn man in der Festung die Kanone abschiesst, die den Auf- und Untergang der Sonne verkündet und gleichzeitig das Oeffnen und Schliessen der Festung anzeigt, dann hört man das Rollen von jenseits der See durch das ganze Städtchen. An der Seeseite sieht der lebhafte Ort am besten aus. Kaffeehäuser sind überall unter freiem Himmel und die Hotels voll Matrosen aller Nationen; rote, englische Soldaten auch hier, aber nur als Gäste unter der Volksmenge. Turban-Tragende aus Tanger, jüdische Kaufleute aus Cadix mit ihren schwarzen Käppchen und langen, seidenen Kaftans und Frauen mit zierlichen,

seidenen Gewändern mit weiten Aermeln und Schleiern. Es war Mittag, als wir ankamen und ein Unterkommen suchten. Ein kräftiger, vortrefflich gebauter Gepäckträger mit gebräuntem Körper und Beinen hatte unser ganzes Gepäck auf dem Kopfe und unter dem Arm; wir bahnten uns einen Weg durch das Gedränge, und unser Lastträger, dem der Schweiss am Körper heruntertriefte, zeigte uns endlich das Haus des Wirtes, der uns empfohlen war. Wie ein spanischer Hidalgo empfing er uns auf der Treppe und liess uns nicht eintreten. Sein Haus sei zu gut, sagte er, als dass bei einer Gelegenheit wie die gegenwärtige einige Zimmer frei seien. Wüssten wir denn nicht, dass es heute feria sei? Er zeigte uns schroff und trotzig den Comedor oder Speisesaal, wo Blumen und Kerzen die vielen Schüsseln verzierten und kein Platz mehr zu bekommen war, da alles besetzt war und noch viele abgewiesen werden mussten. Da standen wir; unsere bestürzten Gesichter erweckten jedenfalls Mitleid bei dem aufgeblasenen Wirt, er rief uns nach, und mit einem würdevollen Gesicht, den Finger an die Stirn gedrückt, meldete er uns, dass er in der Strasse, die ein wenig weiter in die Höhe führte, eine Tante wohnen habe, die uns wahrscheinlich beherbergen würde. Geduldig sass unser Atlas an der Thür auf einem der Koffer und packte wieder getrost den Kram auf, um uns nach der angewiesenen Wohnung voranzugehen.

Hier vor der Thür oder besser Oeffnung dieser sonderbaren und baufälligen Behausung stand eine flinke, spanische Dirne mit gelbseidenem Umschlagtuch, schwarzem, dickem Haar und rotem, rundem Gesicht; sie war im Gespräch mit einem runzeligen, alten Fräulein, das in der steil aufsteigenden, mit allerliebsten spitzen Steinen gepflasterten Strasse auf und ab spazierte. Wir brachten, so gut und so schlecht es ging, unsere Bitte um Beherbergung vor und wurden freundlich angehört; die verschossene, bunte Gardine, welche

die Thür ersetzen musste, wurde weggeschoben, und wir gingen mit der alten, schwatzenden Greisin eine dunkle Steintreppe empor. Das schmutzige Geländer wurde vorsichtig von uns gemieden, und nach langem Steigen zeigte sie uns das Zimmer; das war alles, was sie für uns drei hatte. Welch ein Raum! klein und dunkel, mit einem kleinen Fensterchen, rotem Steinflur und schmutzig aussehendem Bett, welches schief stand. Was sollten wir hier machen? da auf der Erde schlafen oder uns zum Fenster hinaushängen oder auf diesen beiden unglücklichen Stühlen übernachten? Empört, ohne Besprechung stürmten wir ebenso schnell wieder nach unten, wie wir hinauf gekommen waren, und erzählten unserm Dienstmann, der unten auf den Koffern sass, was uns widerfahren. Wie glücklich, dass Geduld und Kraft so oft gepaart sind, denn anstatt gegen seine Herren zu murren, sagte er ruhig, dass ihm das öfter passiert sei, aber jetzt würde er uns dahin bringen, wo er wüsste, dass sicher Platz sei. Wieder die Strassen nach unten, glücklich ins Freie nach der Seeseite. Der Schrecken, dass wir in jener dunklen Mörderhöhle übernachten sollten, sass uns noch in den Beinen. Endlich wurden die Koffer zum dritten Male vor einem wunderlichen Hotel niedergesetzt, eine Art Matrosenhaus; vor der Thür sass eine Anzahl derselben spielend und trinkend. Wir traten in das Thor, eine wahre Rattenhöhle, ein und begriffen nicht, wo man hier logieren könnte, aber Pedrello, unser ausgezeichneter Führer, ging vor und zeigte uns in der Ecke die Treppe, die wir emporgehen mussten.

Wir kamen in eine fröhliche Wirtschaft, wo alles zum Jahrmarkt hergerichtet war: eine lange Tafel mit bunten Papierblumen auf dem weissen Tischtuch; es war für verschiedene Personen gedeckt. Hier sprach uns ein als Toreador gekleideter junger Mann höflich und freundlich an und sagte, dass wir uns hinzusetzen könnten. Soviel war also gewonnen,

aber das war uns nicht genug, wir mussten ein Unterkommen für die Nacht haben. Das war der schwache Punkt. Aber der flinke, kleine Mann ging mit uns durch das Haus. War es ein Haus, war es ein Turm oder ein Keller? Und doch, o Wunder! es war für jeden ein Zimmer und ein Bett vorhanden.

Gemütlich und komisch war für uns das Jahrmarktsdiner; etwas roh und seltsam zwischen diesen für uns so fremden Kerlen und den uns zulachenden, jedoch unverständlichen Frauen und Mädchen. Glücklich lief alles ohne Streit oder Unglück ab, und wir schieden verstohlen aus dieser etwas gefährlichen Gesellschaft.

Es war gut, dass ich mit einem altmodischen Leuchter mit tropfender Fettkerze in der Hand, müde von dem vielen uns umringenden Lärm, das mir zuerteilte Zimmer nicht ordentlich besichtigen konnte; ich schlief ein, ohne mich um etwas zu kümmern. Ich hörte die Kanone von Gibraltar; doch ich schlief wieder ein, und als ich erwachte, sah ich, dass eine Gardine vor mein Bett gezogen war, um mich vor dem frühen Licht zu beschützen, das durch das Fenster kam, dem mein Bett gegenüberstand. Neugierig besah ich meine Umgebung. Sie gefiel mir nicht; dies war das ärmlichste Zimmer, das ich je bewohnt hatte. Die Thür, die ich verschlossen zu haben glaubte, stand etwas offen, das grosse, verrostete Schloss hing mit Schlüssel und allem daran. Einige dicke, rote Balken liefen quer durch die Decke, die vollständig kahlen Wände hatten blaue Flecken und waren beschädigt, mit grossen, grauen Löchern, aus denen Nägel herausgezogen waren, der Fussboden war aus roten Ziegeln, aber so verschlissen, dass der einzige Stuhl, der vorhanden war, schief in dem Schutt stand. Wo war die Waschtoilette? Nun, um mich zu waschen, konnte ich wahrscheinlich nach unten an die Pumpe gehen und das allgemeine Handtuch

gebrauchen. Hier war nichts, weder unter noch über dem Bett. Glücklicherweise hatten meine Kleider den Fussboden nicht berührt, aber als ich mich halb angekleidet hatte, hörte ich auf, ich konnte diese Abschliessung vom Licht nicht länger vertragen; mit Anstrengung rückte ich das Bett vom Fenster weg, und siehe, die armselige Gespensterhöhle, in der ich geschlafen hatte, wurde zu einem Palais für Aladin umgezaubert. Das von seiner Gardine befreite Fenster schlug auf und gab Zugang zu einem Balkon mit eisernem Gitter. Wohl war der Balkon verwittert und voll Kalkbröckeln, wohl war das Gitter verrostet und krumm, aber ich hatte alles misstrauisch untersucht, es war fest und stark; den Stuhl, welchen ich soeben verachtet hatte, setzte ich hier hin, und da sass ich, das mittelländische Meer zu meinen Füssen, Gibraltar mir gegenüber, die Küste von Afrika zu meiner Linken, die blauen Berge von Spanien weiter aufwärts und das alles in diese herrliche Atmosphäre, in diese reine Luft gebadet; um mich flogen hunderte von Schwalben in Kreisen durch mein Fenster ein und aus, und das Gebirge in der Ferne und die See vor mir schmückten sich fortwährend mit allerlei Farben und Wolkeneffekten. Dampfer als kleine Verzierungen gingen ab und kamen an. Seeleute sangen in dem Tauwerk ihrer Schiffe, Menschen und Karren verursachten Bewegung und Leben, und ich, über allem thronend, sass da auf meinem verwitterten Balkon wie ein unnahbarer Sieger, der das alles zu seinem Vergnügen spielen und arbeiten liess.

DIE FERIA.

Durch lange, steil aufwärts führende Strassen, über das schlechte Pflaster humpelnd und strauchelnd, gingen wir zwischen vielen Jahrmarktsbesuchern durch das unordentliche Städtchen, das im Mondschein mit seinen kleinen Plätzchen und Türmchen ein pittoreskes Aussehen hatte. Endlich kamen wir auf den Platz, wo Zelte und Buden jeder Art aufgestellt waren. Es schien ein grosser, langer Ballsaal zu sein, dessen Decke aus hunderten kleinen und grossen Lampions hergestellt war, und doch war es unter freiem Himmel; man sah die Bäume und fühlte das weiche Gras unter den Füssen, und das Licht

des Mondes und der Sterne schien mitunter zwischen den hin und her wehenden Ballons hindurch. Das war ein grossartiger und fröhlicher Jahrmarktstrubel, die Menge drängte sich um afrikanische Zauberer, italienische Sänger und Spassmacher; Gläschen mit Süssigkeit standen auf Tischchen unter einem herabhängenden Segel bereit, und da gab es haufenweise Gebäck. Wo war hier das gemeine Drängen, das abscheuliche Schreien, das unsere Jahrmärkte zu einem Irrenhaus macht? Die Alten würdevoll, die Jungen schwätzend und lachend, spazierten hier die Einwohner des Städtchens und viele Fremde und Bauern aus der Umgegend umher. Unter diesen befand sich eine nicht mehr junge Dame in sehr auffallender Kleidung und mit merkwürdigem Benehmen, doch mit schönem Gesicht und Figur, die wie Phaedra von zwei elegant frisierten und gekleideten Gefährtinnen geführt wurde. Diese Drei waren eine so auffallende Erscheinung, dass mein Sohn und ich zugleich unser Skizzenbuch hervorholten und zu zeichnen anfingen. Zu unserm Schrecken bemerkte sie es, doch blieb sie freundlich lächelnd stehen, aber das Gedränge der Spaziergänger machte es ihr schwer, und mit der Hand grüssend spazierte sie weiter. Dies war nun eine berühmte Aktrice und Tänzerin aus der Umgegend mit ihrem Gefolge.

Wir spazierten von ferne den Dreien nach. Unter einem Baldachin, der vor einem Zelt aufgeschlagen war, hielten sie an, Stühle standen hier bereit, die Menge bildete einen grossen Kreis um sie, die drei Frauen nahmen Platz und wurden höflich durch einige Herren mit Wein und Kuchen bedient. Nur einen Augenblick. Zwei zierlich mit Bändern an Hut und Knien geschmückte Kerle mit Guitarren und Castagnetten stellten sich hinter sie und spielten einen Tanz. Da standen die drei Frauen auf, umarmten sich und führten einen Tanz auf, wie ich ihn in Madrid auf dem Feste von San Isidro gesehen habe, aber hier hatte der Tanz noch viel mehr Bedeutung,

mehr Stil, mehr Charakter, es war zugleich ein Tanz und eine mimische Aufführung; nicht mit den Füssen allein, mit Händen und Armen, mit Augen und Kopfbewegungen wurde getanzt. Der zierlich frisierte Kopf der grossen Tänzerin in der Mitte war der eigentliche Hauptgegenstand, der zu bewundern war; sie hob ihre Augen in Verzückung gen Himmel und bückte sich dann wieder, als ob sie einen Schatz aus der Erde holen wollte. Schwebend sich drehend, links und rechts grüssend, hunderte Schritte vor- und rückwärts trippelnd, schien sie sich zu verdoppeln, indem sie dabei Blumen streute, Fächer in die Luft warf und sie mit nie gesehener Schnelligkeit wieder auffing. So war diese echt spanische Tänzerin der Liebling der umliegenden Dörfer; man jubelte, applaudierte mit Händen und Füssen und umringte sie am Schluss mit allerlei Erfrischungen, Geschenken und Artigkeiten.

In der That, diese Feria glich mehr einer Soirée bei vornehmen Leuten, als einem Jahrmarkt, aber es war denn auch eine spanische Bauernferia. Die Würde und Mässigung ist den Spaniern angeboren. Allein bei Ausbrüchen von Hass und Rache sind diese Menschen ebenso gefährlich wie die meisten Südländer, die schnell entschlossen zum Aeussersten übergehen. Es waren denn auch nur in der Ferne einige Aguazils zu Pferde zu bemerken; alles tanzte und sang in Gruppen, und die Clowns auf ihren Brettern machten die Bauern erstaunen und lachen. Nachdem wir hier und da etwas genossen hatten und die von den Schaubuden gebildete künstliche Allee einige Male auf und ab gegangen waren, gingen wir die abfallenden Strassen herunter nach der Seeseite zurück, und beim Schlafengehen in meinem ärmlichen Zimmer freute ich mich bereits auf den Kanonenschuss, der mich am nächsten Morgen wieder auf meinen Balkon bringen würde.

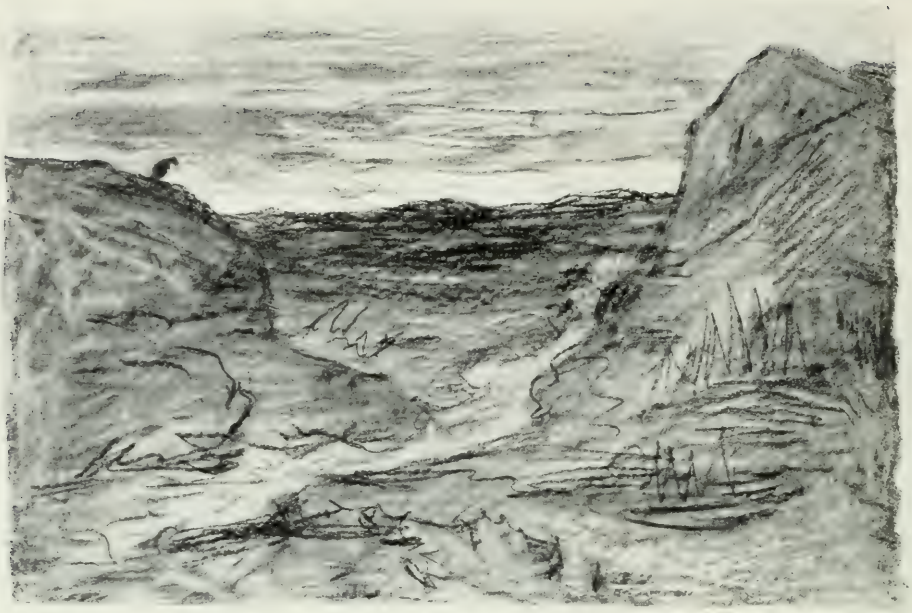
Am andern Tage war der Tag, an dem hier in Algesiras zu Ehren der Feria ein Stierkampf abgehalten werden sollte.

Für uns war dies nicht mehr verlockend, denn um einem solchen wiederholt beizuwohnen, muss man spanisch fühlen. Wir meinten, dass wir genug davon hätten, und schnürten unsere Ränzel, um wieder weiter zu ziehen, und zwar, um von Algesiras, dem tiefgelegenen Fischerdorfe, nach Ronda hoch in den Bergen zu gehen.

Das Gehen nach dem Bahnhof war den langen Spaziergang wohl wert; an der Seeseite herrschte reges Leben von ankommenden und abfahrenden Dampfern, mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Ruderer sangen zum Takte der Ruderschläge; eine geschäftige Menge in Festkleidern spazierte in der Morgensonne. Einen Augenblick blieb ich stehen, denn als wir ein Ende weiter waren, wo es unbewohnt und still war, stand auf einer Anhöhe eine Frau mit einem Kind auf dem Arm, auf die See hinaussehend. »Vorwärts doch! wir versäumen den Zug, wenn Du so zögerst,« riefen die andern, »Du siehst ja bei uns so oft dasselbe . . . .« Die Beschuldigung war wahr. Wiederholt hatte ich dasselbe gesehen und wie oft auf die Leinwand gebracht, und doch, obgleich es genau dasselbe war, konnte ich doch nicht satt werden, die Verschiedenheit zwischen hier und dort zu geniessen. Bei uns die Figuren eingewickelt von oben bis unten gegen die Kälte, den Wind und den nassen Boden, rings herum graue Dünen, grau die See und die regnerische Luft. Hier waren Frau und Kind nur notdürftig bekleidet; das schwarze Haar wehte längs den Schläfen, und ein brauner, wollener Lappen bedeckte zur Not die Blösse von Frau und Kind. Und diese Frau stand auf einer Erhöhung wie ein Bild, das mit seinem Sockel eins ist, und es hob sich gegen einen Hintergrund von zart achatblauen Bergen duftig und fein ab, wogegen der Vordergrund warm und sonnig war. Ewig dasselbe in tausend verschiedenen Formen, das ist es. — Ungern ging ich weiter, aber die Bahn ist hier, wie überall in der Umgegend, nicht

schnell, und wir kamen zur Zeit. Vorwärts ging es in die Höhe, über grosse Hochebenen, wo nichts wuchs, jedoch von Zeit zu Zeit ein silberner Wasserstrom nach unten rauschte.

Gegen Mittag kamen wir erhitzt und ermüdet an. Kein Omnibus, ein Gepäckträger war ausreichend. Nicht weit von dem Bahnhofe befand sich die Hauptstrasse, wo auch unser Hotel (ein seltsamer Name für einen Stall mit einer Bauernwohnung) gelegen war. Das Städtchen erlag unter der Sonne, alle Fenster waren geschlossen, die weissen Mauern strahlten das Sonnenlicht bis zum Erblinden zurück, kein Mensch oder Tier war zu sehen, alles verbarg sich vor dem allgemeinen Feind, und auch wir gingen in unser Hotel hinein, um etwas Atem zu schöpfen und im Schatten zu verschnaufen. Gegen Abend wurde es besser, wir konnten bis zur Essenszeit, die hier sehr spät ist, ausgehen, um uns etwas zu erholen, und so gingen wir in der Abendstille in der Alameda spazieren.



RONDA.

Es war ein stiller und wunderschöner Abend, wie man ihn bei uns nicht kennt; die Hitze hatte einer angenehmen, wohlthuenden Wärme Platz gemacht, die Luft war goldrot, mit kleinen, azurblauen Wolkengestalten übersäet, die bewachsenen, vorstehenden Berggipfel hoben sich mit dunklem Grün gegen die Glut der untergehenden Sonne ab. Unser Spaziergang hatte zum entferntesten Ziel einen hohen, flachen Felsen, wo ein grosses eisernes Geländer angebracht war, damit man nicht in die Tiefe stürze. Da setzten wir uns nieder. Tief unter uns zwischen schroffen Felsen lag das Thal; grosse, breite Schatten bedeckten die gewundenen Fusspfade, mit leisem Rauschen stürzte ein Bergwasser nach unten, eine glänzende Linie durch das dunkle Thal ziehend. Da erschien vor unseren Augen mit weit ausgebreiteten Fittichen ein

Adler. Mit lautem Kreischen zog er grosse Kreise um sein Nest, das sich nicht weit von der Stelle befand, wo wir sassen. Das musste sein Nest sein in jener tiefen Kluft dort unter den überhängenden Sträuchern. Ihm folgte denn auch bald ein zweiter Adler mit drei Jungen. Erst schienen sich alle in einem Zirkel zu vermeiden; dann stiegen sie aufwärts bis über den entferntesten Punkt, den wir sehen konnten, und verschwanden endlich aus unseren Augen. Es wurde bereits still und dunkel um uns, und wir spazierten nach unserer Bauernwohnung zurück, um unser Mittagsmahl einzunehmen. An der Tafel waren noch einige andere Gäste; der gelbe Landwein wurde sehr gepriesen und viel getrunken, und bei dem Lichte der Kerzen wurde viel erzählt und sehr viele Cigaretten geraucht.

Einer der Gäste bei Tisch war ein deutscher Handelsreisender, ein lustiger Erzähler, ein erfahrener Reisender und Sportsmann, und nach dem Essen schlenderten wir gemeinschaftlich die Hauptstrasse entlang. Das war jetzt ein ganz anderes Schauspiel als am Tage. Die Totenstille hatte einem gemütlichen Verkehr Platz gemacht, denn niemand brauchte sich mehr vor der Hitze des Tages zu fürchten, obwohl die Mauern noch davon glühten. Junge Frauen und Mädchen spazierten Arm in Arm, eifrig erzählend, die Strasse auf und ab; vor den meisten Häusern sassen die Bewohner um Luft zu schöpfen, einige in malerischen Gruppen bei einer Kerze Karten spielend oder im Gespräch mit vorübergehenden Freunden.

Wir hatten genug zu thun, uns die Vorübergehenden anzusehen und setzten uns vor die Thür eines Gasthauses. »In Algesiras,« erzählte ich, »hat mir jemand gesagt: Da in Ronda! alle miteinander Messerhelden und Stréitbrüder, Pferde- und Taschendiebe;« aber unser Reisender wollte nichts davon hören. »Dies Völkchen in Ronda,« sagte er, »kenne ich sehr

gut. Es wird hier viel Handel in Pferden getrieben, und das ist ein Fach, worin allerhand vorkommt, Diebereien und Streitigkeiten; auch ist die ärmliche Bevölkerung hier schlau und geschickt, doch sind viele dagegen naiv und kindlich. Einer meiner Bekannten hier, ein älterer Herr, aber von jenem kräftigen Menschenschlag, wie man sie hier in den Bergen vielfach findet, erzählte mir einmal, wie er einen Onkel besuchte, der in einem abgelegenen Kloster in der Nachbarschaft Prior war. Er war, da er es eilig hatte, nach Hause zu kommen, nicht den gewohnten Weg gegangen, den man sonst durch das Gebirge nimmt, sondern einen andern, der ihm kürzer schien. Als er schon ein gutes Stück gegangen war, bemerkte er, dass er den rechten Weg nicht mehr finden konnte, und überlegte, wie er nun zurückkehren konnte. Er sah um sich und bemerkte ein Mädchen, das auf dem Rande eines grossen Felsblockes sass und Steinchen in das Wasser warf, das mit grossem Geräusch von oben aus dem Gebirge nach unten strömte. Sofort ging er auf sie zu; sie war ein hübsches Kind von etwa sechzehn Jahren, die in einem Korbe alles mögliche zusammen hatte, was sie auf dem Wege gefunden hatte: Früchte, Hufeisen, Lumpen und sonstiges. »Quirida,« rief er, »Du weisst wahrscheinlich, wo ich hier den gewohnten Weg nach der Stadt finden kann.« Das Mädchen sah ihn mit seinen grossen Rabenaugen forschend an. »Bonito señor! Ihr könnt Euch bei der heiligen Jungfrau wohl bedanken, dass Ihr mich gefunden habt, denn er ist für Euch nicht zu finden, es ist ein Irrgang, aus dem Ihr nicht herauskommt.« »Komm, komm,« sagte der Alte brummig, »sage mir nur schnell die Richtung des Weges und Vaya con Dios!« »Vaya con Dios?« wiederholte das Mädchen, »für drei Pesetas zeige ich Euch sofort den Weg.« »Drei Pesetas,« sagte der andere, »um mir den Weg zu zeigen; ich verirre mich lieber hundertmal, als dafür Geld zu geben; ich werde ihn wohl bald ohne Deine Hilfe

finden,« und so war es auch. Er suchte ein wenig, lief um den Berg herum und fand endlich, wo er sein musste.

Als er in der Stadt ankam, war auf dem Markt grosses Gewühl; es wurden verschiedene Pferde gemustert, viel Geschrei und Gedränge von Pferdehändlern mit Peitschen und Stöcken.

In dem Gedränge fühlte er, dass jemand im Vorbeigehen gegen ihn anlief und weiterging; da sah er dasselbe Mädchen aus dem Gebirge, das ihm lachend mit der Hand zuwinkte und grüsste. Er that jedoch, als ob er sie nicht kannte und nichts von ihr wissen wollte; aber als er, bei seiner Wohnung angekommen, zur Thür des Hauses hineingehen wollte, stand wirklich das Figürchen mit den schwarzen Haaren und blossen Füssen wieder vor ihm. Sie hielt eine Brieftasche in die Höhe und sagte: »Caro señor, dies habt Ihr fallen gelassen, darf ich es Euch zurückgeben?«

»Fallen gelassen,« rief der Alte, »die hast Du mir gestohlen, Du schlaue Hexe.«

»Ihr seht ja, bonito señor,« rief das Mädchen, »dass ich sie Euch zurückgebe, ich habe nicht einmal hineingesehen. Nun seid auch barmherzig,« sagte sie, den Kopf auf die Seite neigend, »wir haben uns nun bereits dreimal begegnet; denkt einmal, ich habe einen blinden Vater und eine schwache Mutter, vier Brüderchen und Schwesterchen, die viel essen und nichts verdienen, und dann«, sagte sie, langsam zur Erde sehend, »ich habe auch einen Geliebten, und der hat mich sitzen lassen, und darum sass ich heute nachmittag auch so traurig da.« Dann streckte sie ihre kleine Hand mit solch einer drolligen Gebärde nach dem alten Herrn aus, dass er wohl nicht anders konnte, als eine Peseta in dieselbe fallen zu lassen und ihr, während er hineinging: »Vaya con Dios!« zuzurufen.

Diese und noch andere Geschichten, einige von Verbrechern und Dieben, gingen mir bei dem Eintritt in unsere unwirtsame

Herberge durch den Kopf. Der Mann, der mit einem zinnernen Leuchter und qualmender Kerze mir nach meinem Schlafzimmer voranging, war nun gerade nicht geeignet, meine ängstlichen Vorstellungen zu verscheuchen. »Ein wahrer Strauchräuber«, dachte ich, als ich sein fahles, gelbes Gesicht mit krummer, roter Nase erblickte; sein schmutziges, graues Haar war auf seinem Kopfe wie angeklebt und kurz geschoren. Dieses Herrchen war in Hemdärmeln, ohne andere Bekleidung, als eine schmal gestreifte Hose, und lief barfuss. Mein Zimmer war auch nicht sehr freundlich; ein sehr grosses, dunkles Gemach, worin ein eisernes Bett stand, in dem wohl drei Männchen von meiner Breite verschwinden konnten; der Fussboden war mit roten, achteckigen Ziegeln bedeckt; andere Möbel waren nirgends zu finden. Doch sah ich noch neben meinem Bett zwei Bilder hängen; ich beleuchtete sie mit der Kerze, und bei dem zitternden Lichte sah ich, dass es farbige Heiligenbilder waren. Da war unsere liebe Frau in violett gehüllt, das in einer orangegelben Luft schwebte, und das andere war Petrus mit dem Schwert in der Hand, in ein hellrotes Gewand gewickelt; der berlinerblaue Hintergrund musste eine Grotte vorstellen. Beim Auskleiden sah ich, dass ein sehr grosses Fenster vorhanden war, durch welches ich die dunkle Luft gewahrte; der Bergwind pfiff um unsere Wohnung, überall hörte ich krachende und zitternde Geräusche; meine Thür war auch noch offen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, sie zu schliessen, sie war sicher seit Jahr und Tag nicht zugemacht worden, und ich konnte sie auch nur soweit bringen, dass sie angelehnt blieb. In Gottes Namen, dachte ich, ich lege mich nieder unter dem Schutz der Heiligen, die neben meinem Bett hängen, und ich lege mein Haupt nieder mit der Gelassenheit von jemand, der bereit ist, sich in sein Los zu ergeben. Noch hörte ich einen Hund an meiner Thür schnüffeln, dann aber schlief ich

ein, und zu meiner grössten Verwunderung habe ich diese Nacht ausgezeichnet geruht. Früh am Morgen wurde ich geweckt, nicht durch Räuber, die mir auf der Kehle sassen, sondern durch das grelle Licht, das durch das unbekleidete, grosse Fenster dicht vor mir meine Augenlider öffnete.

Diese Fenster in Ronda sind ausnahmsweise gross und tief und am Fussboden balkonähnlich ausgebaut; sie sind von aussen mit grossen eisernen Stäben versehen, worin hier und da Thürchen angebracht sind, durch welche man mit Aussenstehenden sprechen kann; ich setzte mich hinein, öffnete die vergitterten Thürchen, und die herrliche frische Bergluft strömte nach innen. Welch eine Stille! Eine Reihe niedriger, weisser Häuschen vor mir und darüber der hohe, graue Felsen, mit hängenden Pflanzen und Mosen bewachsen und nass vom Morgentau.

Wir wurden wieder durch unsern barhäuptigen und barfüssigen Riesen beim Frühstück mit Chokolade und trockenem Brote bedient; die Butter, der Käse und der gelbe Wein, die auf dem Tische standen, wurden von uns nicht angerührt, da Geruch und Geschmack uns so früh am Morgen widerstanden, aber die Chokolade ist beinahe überall gut, und das harte Brot wird in der That ein wenig weicher davon. Wir hätten viel für eine gute Tasse Thee gegeben, aber die erfrischende Bergluft ersetzte alles.

Mit zwei Maultieren und einem Esel mit Damensattel für mich erwartete uns unser Führer vor der Thür. Nun ging es vorwärts ins Gebirge hinein. Unsere fröhliche Karawane wurde je länger je stiller, denn wir gingen von einer sehr steilen Höhe nach unten. Ich als Hauptperson wurde dann und wann durch den Führer mit fester Hand im Sattel gehalten. Der Weg ist nicht allein steil, sondern er rollt mit uns nach unten; Felsstücke fliegen nach links und nach rechts, rollen ein Ende weiter, um mit dumpfem Schlag in die Tiefe

zu fallen; aber mit erhobenem Auge und Herzen war es doch entzückend, diese wunderschöne Berglandschaft zu geniessen, vor allem als unser Weg am Rande eines hohen Felsens längs einem rauschenden Wasser lief, das von oben in vielen Windungen nach unten brauste. Schwindlig von dem Licht und dem mühsamen Weg kamen wir auf einer grossen und breiten Hochebene an. Hier stiegen wir ab und liessen unsere Tiere von dem kurzen Gras fressen, das hie und da zwischen den Steinen wächst. Cigaretten wurden angesteckt, und gemütlich genossen wir das grosse und weite Panorama.

Wir hörten in der Ferne das Klappern einer Wassermühle. Meine jungen Reisegefährten hatten das Verlangen, dieselbe zu sehen. Der Führer erzählte Wunder davon, aber er konnte señor padre nicht anraten, über all die Steine und Hecken zu klettern. Was mich betraf, ich fand es hier schön genug. Zu dreien, der Führer voran, gingen sie dann die Mühle besuchen und wollten schnell zurückkommen.

Da sass ich nun allein in der grossen, stillen Weite; ich hörte das Klappern der Mühle, das Strömen des Wassers, das Summen der Käfer und Fliegen; Schmetterlinge flogen um mich hin, Eidechsen schlängelten sich über die Steine. Ganz allein in dieser wüsten Einsamkeit bemerkte ich, dass ich kein Held war; jedes Geräusch oder Bewegung erschreckte mich, das Bellen von Hunden in der Ferne und das Auffliegen von Vögeln. Wirklich, da kam ein grosser, brauner Adler dicht über meinem Haupte aus einer Felsspalte geflogen, er beschrieb einige Kreise hoch über mir, ich ergriff meinen Stock, als ob ich wirklich damit etwas hätte ausführen können; glücklicherweise jedoch schien ich ihm als Beute nicht zu gefallen, er breitete seine grossen Flügel weit aus, und in schneller Fahrt flog er weiter. Da sass ich wieder nachdenklich, ganz allein, die Zeit wurde mir etwas lang, sie hätten schon zurück sein können. Wieder hörte ich etwas anderes

neben mir, es war nun das Läuten eines Glöckchens, wie es von dem Leithammel einer Herde getragen wird. So war es auch, braune und schwarze Ziegen, gefolgt von ihrem Hirten, kamen den Berg hinauf, als ich mich grade damit beschäftigte, Steinchen aus der Erde zu bohren. Der Hirt war ein kräftiger Knabe, ganz in der Farbe seines Gefolges. Sein dicker, fröhlicher Kopf war braun, seine kurze, lederne Joppe ebenfalls, und seine Hosen und Schuhe waren von schwarzem Ziegenleder. Als wir den gewohnten Morgengruss gewechselt hatten, liess der zwar etwas stark riechende Junge sich ganz gemütlich neben mir nieder. Wir konnten uns nicht gut verstehen, aber ich holte einige Cigaretten hervor und bot sie ihm an. Aber wir hatten kein Feuer! — »Nada, nada«, rief er, ging nach einem Haufen loser Steine, suchte nun ein Büschelchen trockenes Gras, das er dazwischensteckte, und in einem Augenblick war uns geholfen. Ich bedeutete

ihm, dass ich erstaunt war, dass er so schnell Feuer machen konnte. Da stand er wieder auf, lief suchend ein Ende weiter und kam mit zwei Stöckchen zurück; er zeigte sie mir, aber ich begriff noch nichts. Nun legte er darauf ein kleines, hartes Grashälmchen und begann darauf zu pfeifen, dass es bis in die Ferne gellte. Darauf nahm er seinen Stock und schleuderte ihn so hoch in die Luft, bis er beinahe unsichtbar wurde, und fing ihn dann wieder ruhig und geschickt auf. »Das ist gut,« bedeutete ich ihm, »wenn die Adler auf Deine Herde zukommen;« er machte eine Gebärde von Angst und Schreck, als er begriff, dass ich einen Adler meinte, und machte das Kreuzzeichen auf seiner Brust. So war dieser junge Knabe ein guter Zeitvertreib für mich, und wenn seine Ziegen mir allzunahe kamen, nahm er seinen Stock und liess sie allerlei Sprünge machen, — aber unterdessen sass ich noch immer und wartete auf die, die kommen mussten. Bereits hatte ich den Plan gefasst, mit meinem jungen Gefährten hinter seinen Tieren nach oben zu klimmen, als ich endlich die mir wohlbekannten Stimmen hörte und das Triumvirat wieder vor mir stand, laut erzählend von all dem Schönen, das sie gesehen hatten. Sie begriffen durchaus nicht, wie das immer der Fall ist, dass sie zu lange geblieben waren. Ich brummte etwas in den Bart; aber die Lebhaftigkeit, die sie mitbrachten, und der komische, unverständliche Abschied von meinem Hirten brachten meinen Humor wieder in Ordnung. Singend und fröhlich ging der Zug wieder geraden Wegs nach oben, und als wir wieder auf der Felsenplatte, worauf Ronda gebaut ist, angekommen waren, stiegen wir ab und sahen mit Genugthuung längs dem Berg nach unten, dessen steile Wände uns so viel Schönes gezeigt hatten.

GRANADA.

Am andern Tage stand wieder früh morgens ein wackliger Omnibus mit vier Maultieren vor der Thür, um uns nach der Bahn zu bringen, — denn jetzt wollten wir den schönsten Teil unserer Reise antreten: Granada, die Alhambra, die Sierra Nevada. Nur eine kurze Fahrt, aber wie gewöhnlich mit viel Aufenthalt und langsamer Fortbewegung. Was schlimmer war, es regnete, ja, die Luft war grau und unterwegs zogen die Wolken immer dichter und dichter zusammen.

Bei unserer Ankunft in Granada wurden wir von Donnerschlägen und strömendem Regen begrüsst. Der Weg nach unserem Hotel war wiederum eine kleine Reise für sich; die Stadt liegt in einer Thalmulde, am Fusse der umliegenden Berge, aber der Alhambra-Teil lag weiter aufwärts. Ueber der tief gelegenen Stadt führt ein hoher Weg dorthin. Es ist eine breite, gut gehaltene Strasse, an beiden Seiten von hohen Ulmen bestanden, und hier sind zwei ausgezeichnete Hotels für den Reisenden, der sich einigen Luxus gestatten kann. Herrliche Räume standen zu unserer Verfügung, ich hatte ein grosses und gut möbliertes Zimmer mit der Aussicht auf das Gebirge und einen Schlafsalon, von dem aus man das kräftige Grün des Gartens sehen konnte. Ich öffnete die Fenster weit; ein Blitzstrahl, gefolgt von einem Donnerschlag, bewillkommnete mich in meiner neuen Wohnung. Unten in dem Comedor sassen verschiedene englische Reisende, junge Damen und Herren. Man unterhielt sich ängstlich darüber, was das Unwetter uns bringen würde, aber der fröhliche, elegante Oberkellner, flink und geschäftig, meinte sicher zu sein, dass es nur ein malo momento war, ein vorübergehender Bergsturm, der hier gewöhnlich die Atmosphäre reinigt. »Morgen werden Sie es sehen,« sagte er. Grosse Beruhigung für uns drei — konnten wir denn die Alhambra bei grauer Luft und Regen geniessen?

Der Oberkellner wurde am andern Tage jubelnd begrüsst. Helles Wetter, blaue Luft, alles glänzte in der Sonne.

DIE ALHAMBRA.

Luftig gekleidet, mit Cigaretten im Munde und mit unsern langen Stöcken bewaffnet, zogen wir nach der Alhambra. Der breite Weg, der von unten nach den Hotels führt, geht direkt und bringt uns wie von selbst nach dem hohen Punkt, wo sich das Maurenschloss befindet. Dieser Weg, das ist es wohl, was man von Granada träumt, ein sanft aufsteigender, breiter Bergweg; an beiden Seiten hohe, stattliche Bäume, zwischen denen immer ein Stück der fernen Landschaft durchblickt. Unter unsern Füssen, neben und über uns plätschert das Wasser, das von den Schneegipfeln nach unten rauscht und sich um jenen Berg zu dem Strome Darro vereinigt. Zuletzt wurde unser Weg zum grossen Teil durch eine hohe und breite Mauer von roten Backsteinen versperrt. Hier ist die erste Mauer von dem viel ummauerten Schloss.

Durch eine kleine Pforte betreten wir einen grossen, herrlich angelegten Park, der als Vorhof der Alhambra dient. Bei einer

grossen Wasserfontäne in der Nähe dieses Einganges wird man auf spanische Weise mit einem grossen Glas Bergwasser und einem Gläschen Anisette bewirtet. Nun sieht man sich um, hier ist eigentlich eine Festung mit Türmen und Schiessscharten. Da vor uns steht wieder eine hohe, rote Mauer, das soll die Alhambra sein, aber — was bedeutet das massive Gebäude zur Seite, das die Ruine eines europäischen Palastes zu sein scheint? Es ist eine historische Tragödie. Karl V. wollte diesem »Wunder der Welt« gegenüber einen Palast stiften, der dieses Kunstwerk übertreffen sollte, aber er ist nicht vollendet worden; verfallen und vernachlässigt steht er da als ein Beweis der geschmacklosen Gefühlslosigkeit und Tyrannei einiger Fürsten jener Zeit. Wahrscheinlich ist ein Teil der Alhambra dafür weggebrochen, und jetzt ist der Raum, der die Alhambra umgiebt, grösstenteils dadurch verunziert.

Aber die Ansicht von der Alhambra selbst enttäuschte uns noch mehr; eine kahle, fahlrote Mauer, und wir hatten eine prächtige Fassade erwartet. Wir sagten nichts und gingen in den Eingang hinein. Es ist ein grosses Thor, — auf ihm selbst wieder ein Gebäude, als Verteidigungspunkt eingerichtet, von unten nach oben laufend. So sind wir denn in dem Bauwerk und stehen still, um eine Uebersicht zu erlangen. Aber diese Uebersicht ist schwer zu erlangen, da wir durch allerlei Einzelheiten abgelenkt wurden. Alles kommt uns noch kleiner vor, als wir gedacht hatten, wir stehen in einer durch kleine, sehr dünne marmorne Pfeilerchen getragenen Galerie, die ein langes, offenes Viereck umschliesst, dessen Mitte für ein Wasserbassin ausgegraben ist. Die Wände sind voll figurativer Zeichen, allerlei Verzierungen, die früher wahrscheinlich farbig waren. Arabische Buchstaben müssen Sprüche aus dem Koran andeuten, die auf Regierung und Volk Bezug haben. Aus einer Galerie kommt man wieder in andere, grosse und kleine, wovon einige überraschende Durchblicke nach dem Gebirge oder in

andere Säle und Räume gewähren. Alle haben andere Verzierungen und andere Sprüche. Einer der merkwürdigsten ist der, worin die berühmte Löwenfontäne steht; alles scheint von weissem Stuck und mit Marmor eingelegt, vor allem die Decken, oder besser niedrigen Gewölbe, sind auffallend reich in der Bearbeitung, oft als ob alles aus feinen Spitzen oder herabhängenden Schleiern wäre.

Wir sahen uns etwas missmutig an. Wir glaubten nun, dass man, um dieses Wunder zu geniessen, Architekt, Altertumskundiger oder Geschichtsforscher sein müsste; aber für uns, die wir hier als Unkundige umherirrten, gab es nicht, was wir erwartet hatten. Wohl sind hier schöne Reihen von Pfeilern und Galerien; wohl sind hier die Wasserbassins umgeben von flachen Beeten für Blumen und Pflanzen; wohl sind hier überall, wohin man sich wendet, Verzierungen voll Kunst, aber — das ist das grosse Aber: die Farben der Arabesken und Buchstaben sind verwischt, die Fontänen springen nicht, es ist kein Wasser in den Bassins, und in den umringenden, geschmackvollen Beeten ist anstatt der dorthin gehörenden Blumen und Pflanzen ein braunes Etwas, das sehr dem Torfmoor gleicht; die morgenländischen flachen Dächer sind durch spanische Dächer mit roten Ziegeln ersetzt; sichtbar läuft hier und da ein schwerer eiserner Träger längs der zierlichen Architrave, um sie vor dem Einstürzen zu schützen. Nirgends ist eine Bank oder ein Ruheplatz angebracht, denn die früheren Bewohner hatten Matten auf dem Boden gebreitet, um darauf zu ruhen, oder niedrige Divans, um ihre Mahlzeiten einzunehmen.

Stellen Sie sich vor, dass Sie ein Haus mieten, das Ihnen sehr gefallen hat; Sie haben gesehen, wie die Bewohner gemütlich darin lebten und alles in bester Ordnung war. Nun kommt der Tag, dass Sie einziehen sollen, und Sie erschrecken, wie unwirtsam diese Wohnung jetzt aussieht; diese Zimmer sind nur noch Höhlen, alle Spuren von Beschädigung an

Mauern und Dielen sind geblieben, und es vergehen Monate, oft Jahre, bis eine geübte Hand diesem Hause wieder sein früheres Ansehen giebt.

Nun stellen Sie sich einmal vor, — dieses schöne Ueberbleibsel arabischer Kunst ist seit Jahrhunderten von seinen maurischen Bewohnern verlassen, und niemand nach ihnen hat es je wieder bewohnt; bedenken Sie, dass Hunderte von Gleichgiltigen in dieser langen Zeit dorthin kamen, Teile abbrachen oder es zu allerlei Zwecken gebrauchten. Was muss da übrig bleiben ausser den Mauern und der Einbildung des Besuchers!

Ich setzte mich einen Augenblick an einen der Pfeiler auf den marmornen Rand eines trockenen Wasserbassins. Welch einen unglücklichen Eindruck, dachte ich, macht dieses schöne Gebäude auf mich. Es ist, als ob ich eine weite Reise machte, um eine vielbewunderte Frau zu besuchen; ich klopfe an, es ist alles still; man wird eingelassen und findet eine Leiche: das edle Haupt liegt da, aber die freundlichen Augen sind geschlossen, der Mund öffnet sich nicht mehr, das wunderschöne Haar, das schön geflochten und mit Blumen geschmückt einen jeden entzückte, liegt jetzt ungeordnet um die Schultern; man kann noch die herrlichen Linien von Hals und Brust bewundern, aber der Körper liegt farblos und unbeweglich vor uns, und anstatt in Verzückung über so viel Schönheit zu geraten, bricht man in Jammern und Klagen aus um die Lebenskraft, die all das Schöne zu beseelen gewusst und nun für immer geschwunden ist.

So sass ich lange mit dem Kopf in der Hand im Löwenpatio und träumte. Ich sah mich einmal um und dachte: »Wo sind die Singvögel, die ringsum im Grünen nisten müssten? Wo sind die Matten, um zu beten, und die türkische Pfeife, um zu rauchen? Wo die Waffenhalter und Schilde mit Bannern und Federn?« Nichts von alledem ist hier zu finden; die

kahlen Wände stehen da verblasst und entfärbt, und mit ihren Sprüchen sind auch die Verzierungen fast unsichtbar geworden.

Es musste noch mehr besichtigt werden; eine kleine, dunkle Treppe brachte uns nach unten in die Badezimmer. Wenn hier auf einem seidenen Divan die schöne Scheherazade liegt, und es hier nicht, wie jetzt, feucht und schimmlig ist, sondern nach Myrrhe und Kräuteröl riecht, dann muss es schön gewesen sein. Dann strömte sicher durch jene Leitungen wohlriechendes Wasser in die Marmorbecken, und der Maurenkönig, der hier auf leisen Schuhen eintrat, während in dem kleinen, oben in der Mauer angebrachten Orchester einige Eunuchen eine sanfte Musik anstimmten, um sein Kommen zu melden, das muss alles entzückend gewesen sein; aber wir nüchternen Besucher mit unsern Reiseschuhen, die hier unnützes Geräusch verursachen, mit unsern Stöcken und Brillen, was thun wir hier? Wir sehen nach den offenen Rosetten, die künstlich oben hineingearbeitet sind und das Licht von oben eindringen lassen. Wir sehnen uns wieder nach diesem Licht und verlassen schnell diese unterirdischen Kellerchen, um lieber noch einmal mit Andacht die kleinen Zimmer oben zu besuchen, wo man erstaunt nach den überraschenden, perspektivischen Linien und Richtungen sieht, die dies rätselhafte Gebäude bietet. Ich sage rätselhaft, denn man kann jetzt unmöglich sagen, wozu dieses Gebäude diente oder besser, wie es gebraucht wurde. Der Saal der Gesandten, der beiden Schwestern oder der mit dem Löwenbrunnen, nichts kann uns das Leben der Bewohner veranschaulichen; man steht überall still, um kleine Einzelheiten zu bewundern und künstlich angebrachte Verzierungen in der Nähe zu betrachten. Es ist dort ein kleiner Raum, den man erreicht, wenn man die obere Galerie zu Ende geht. Er hat den schönen Namen »el mirador de la Reina«, — das Boudoir der Königin — man kann denken, dass sie hier gesessen

hat, nicht wegen der Schönheit dieses niedrigen Zimmerchens, aber wegen der offenen Vorderseite, welche nur von einigen dünnen Säulchen getragen wird. Denn das Wunderschöne dieses sogenannten Boudoirs ist die prächtige Aussicht auf die Landschaft ringsherum, die Sierra Nevada und den Darro. Das ist die Landschaft, die Velasquez so oft als Hintergrund zu seinen Porträts malte, die braun-grauen Berge, durchadert von kleinen Wasserströmen, und die feine, blaue Luft mit milchweissen Streifen; und will man das schönste nennen, was die Alhambra besitzt, dann ist es ihre wunderschöne Umgebung, die durch alle Thüren und Fenster den Blick gefangen hält.

In einiger Entfernung von der Alhambra, nach einem schönen Spaziergang von einer halben Stunde, sieht man ein kleines Gebäude, auch im Stile der Alhambra, das Generalife. Auch dieses ist sehr verfallen, besonders innen, aber doch war bei dem Haupteingang in dem umringenden Garten ein Teil, der durch den gegenwärtigen Besitzer in Ordnung gehalten wurde. Dort war auch, wie in der Alhambra, ein länglich viereckiges Wasserbassin mit weissem Marmorrand, in dem aber noch das frische Wasser herrlich strömte. Und am Eingang an den Mauern zu beiden Seiten der Thür standen hohe Rosensträucher mit ihren gebogenen Zweigen und hellen Blumen.

Ihre glänzenden Farben hoben sich von der grauen Mauer ab und spiegelten sich in dem Wasser zu unseren Füssen. Es war wie ein Aquarell von Fortuny, wie er dies mit feinem Geschmack darzustellen weiss, und es ist mir im Gedächtnis geblieben als etwas, das mich durch seinen Reiz traf. Ja, dachte ich, wäre die Alhambra auf diese Weise in ihrem Charakter so erhalten geblieben, würden wir in Wirklichkeit etwas von dem gesehen haben, wovon uns die Träume aus tausendundeiner Nacht erzählen, aber jetzt — wie sie jetzt vor uns liegt, bringt sie mir die wenigen lateinischen Worte, die ich kenne, auf die Lippen: »Sic transit gloria mundi«.

ZIGEUNER.

Hier in Granada ist das Zigeunervolk zahlreicher als irgendwo in Spanien; sie haben hier ihr Ghetto. Hier ist ein Platz, der Albaycin heisst, wo sie alle zusammen wohnen, und weiter im Gebirge ist eine wunderliche Gegend, die ein gutes Bild von diesen rauhen, lebhaften und malerischen Wesen giebt. Sie schwärmen hier überall in Trupps oder allein umher, verrichten allerhand Arbeiten, die eigentlich keine Berufsbeschäftigungen sind. Einen von ihnen, der sich bei unserem Hotel herumtrieb und einen gescheiten Kopf hatte, nahmen wir als Wegweiser und Einführer bei seinen Stammgenossen an. Sprechen that er wenig, aber er verstand uns immer sofort; schnell hatte er alles zur Hand, was wir brauchten, und er ritt auf allen Tieren ebenso gewandt wie ein Fuhrmann oder Piqueur.

So hatten wir ihn an einem sonnigen Morgen einen Wagen

bestellen lassen, um uns nach dem quartier latin der Zigeuner zu fahren. Wir sassen schon auf der Terrasse unseres Hotels, welche von Bäumen vor der Sonne beschützt wurde. Eine Schar Zigeunerkinder spielte immer früh und spät um die Thüren der Hotels. Fröhliche, braune Figürchen, ärmlich gekleidet, aber dann und wann ist ein rotes oder blaues Bändchen in den verwilderten Haarbüscheln geflochten. Tanzend, hinkend, allerhand gymnastische Kunststückchen versuchend kommen sie auf uns zu, und mit Bettlergleichgiltigkeit der Schläge und Stösse nicht achtend, kommen sie immer wieder wie Fliegen auf denselben Punkt zurück; ob man giebt oder nicht, es hilft nichts, denn dort kommen wieder andere, die sich tanzend oder singend vor uns hinstellen. Wir waren froh, als unser Bartok, wie unser Protégé hiess, mit seinem Gespann angefahren kam. Es war ein Korbwagen mit vier Pferden, eins noch magerer als das andere, ein Fuhrwerk von Bartoks eigener Erfindung. Wir wurden durch die Umstehenden ein wenig ausgelacht, aber wir fanden dies in dem Lande eines Don Quichote hübscher, als in einer Equipage mit geradesitzendem Kutscher mit silbernen Knöpfen und feurigen Rossen in Granada umherzufahren. Bis die Peitsche unser Viergespann vorwärts trieb blieben die Zigeunerchen schreiend und fragend um uns; doch als wir fortfuhren, bemerkten wir, dass eine von ihnen noch auf dem Bock, neben Bartok, unserm Kutscher, sass.

Wir riefen ihm zu, anzuhalten, und er stieg ab, um zu hören, was die Señores wollten.

»Bartok,« rief ich, »warum haben Sie der Kleinen erlaubt, auf dem Bock zu sitzen?«

»Pardon, Señor, sie nimmt durchaus keinen Platz fort, es hindert uns nicht.«

»Das kann wohl sein, aber nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin etwas scheu vor dem kleinen Völkchen und wünsche

keine Bekanntschaft mit der Gesellschaft zu machen, die sie meistens auf ihrem Körper haben.«

»Pardon, Señor,« sagte er wieder, »sie fährt nur ein Stückchen mit.« — »Aber, Kerl, das Kind!« — »Ach!« sagte er da und nahm extra seinen Hut ab, um uns etwas sanfter zu stimmen, »die Kleine ist mein Töchterchen, Señores, und sie bat mich, ob ihr Vater sie doch nicht einmal in einer Kutsche fahren lassen könnte.«

Natürlich dagegen war nichts zu sagen und wir fuhren fröhlich weiter den breiten Weg entlang durch Granada bis zum Darro, dem Fluss, der durch Granada fliesst. An seinem Ufer, welches voll Felsen und Steinklumpen ist, sind Häuser gebaut und Strassen mit gewaltigen Pflastersteinen belegt, unbequem für einen älteren Fussgänger und selbst erstaunlich für eine spanische Stadt.

Dieser Teil der Stadt, der das Albaycin heisst, ist ein bemerkenswerter Beweis, wie man einen scheinbar unbrauchbaren Grund bewohnbar machen kann. In der Mitte, tief unter dem Fussweg, liegt der Fluss, der die beiden steilen Berge trennt; eine schmale Brücke dient jetzt zur Verbindung der beiden sich gegenüberliegenden Stadtteile; die unordentlichen Wohnungen und der ungleiche Boden wirken so gut zusammen, dass alles einer Masse von bewohnten Felsklumpen gleicht. Hier und da kommt ein weisser Punkt hinein durch Hemden, die draussen zum Trocknen hängen, und einige bunte Flecke sind Kleidungsstücke, die aus den Fenstern hängen.

Dieser Teil des Albaycin schliesst sich an das Gebirge an, und hier wohnen die Aermsten der Kolonie. Nichts ist primitiver als diese Wohnungen. An dem Fusse einer vorstehenden Höhe ist der Stein fortgehackt, gross und tief genug für die Wohnung einer Familie, Thüren und Fenster sind nicht nötig; wenn es regnet, wird ein Tuch vorgehängt. Hier hielten wir vor Bartok's Wohnung an. Die Sonne schien in die Grotte,

rote Lappen bedeckten Tische und Betten, und überall waren Spiegel und kleine Verzierungen aufgehängt, die Felswand war innen blau gestrichen; einen Herd sahen wir nicht, da Kochen und Backen unter freiem Himmel geschieht. Ein Berg Wäsche lag am Eingang, um aufgehängt zu werden. Die liebe Hausfrau, ein grosses, schwarzes Weib, zog das Kind vom Bock, schrie ihm etwas ins Ohr und gab ihm ein paar Stösse, wahrscheinlich, weil es nichts mitgebracht hatte; dann ging sie ihrem Mann zu Leibe, weil er nicht gleich Geld zum Vorschein brachte, da er in Gesellschaft solcher Herren angefahren kam; die Nachbarinnen wurden heulend und schreiend herbeigeholt, und Bartok hatte es schwer, sich zu verantworten, aber als der Streit grösser und sie handgemein wurden, mengte ich mich hinein und stopfte einiges Silbergeld in die Hand der Schönen, die sich nur halb befriedigt und brummend zurückzog. Dieser Vorfall, der nur einige Augenblicke gedauert, hatte uns sehr amüsiert; die Wildheit und Raubsucht der Bevölkerung, der tausendfältige Kram vor den Oeffnungen, die in dem steilen Hintergrunde angebracht waren, es gehörte alles zusammen und wurde warm beleuchtet von einer glänzenden Sonne.

Inzwischen war Bartok froh, dass er wieder auf dem Bock sass und seine Pferde peitschenknallend traben lassen konnte. Wir fuhren weiter ins Gebirge hinein; die Gegend und ihre Bewohner schienen mir noch wilder als die an dem grossen Wege zu sein, und obwohl meine Gefährten über meine Furcht lachten, denn ich fühlte mich durch alles dies bedrückt, dachte ich, dass wir hier jetzt eine Räuber- und Mordgeschichte erleben sollten. — Ich rief Bartok zu, zurückzukehren oder so schnell wie möglich die Stadt zu erreichen. Aber nun stieg Bartok ab und fragte, ob wir nicht im Albaycin den Hauptmann der Zigeuner besuchen wollten; er konnte uns dann in seiner eigenen Wohnung einen Tanzabend veranstalten. Meine Bedenken wurden nicht angenommen, und als wir, nach der

Zigeunerstadt zurückkehrend, vor einem vorspringenden Berg anhielten, fand ich es hier auch schon polizeiwidrig genug. Dieser Berg war steil und zeigte nichts als kahle Wände; am Ende nur war eine Thür, die in einer der Wände angebracht war. Unser Kutscher kroch mit Mühe die steilen Steine hinauf und klopfte wiederholt an der einzigen Thür. Endlich hörten wir etwas knarren, die Thür öffnete sich, und der Kopf eines sehr alten Kerlchens schaute um die Ecke, um zu sehen, ob Gefahr im Verzuge sei; als er aber den bekannten Bartok bemerkte, kam er zum Vorschein. Es war ein kräftiger Mann, der wahrscheinlich durch Trunksucht und Betteln früh gealtert war. Einen grünen Filzhut mit Quasten hatte er nun aufgesetzt, das war seine ganze Uniform, denn auf seinem knochigen, schwarzen Hals und Körper hatte er ein Hemd voll Löcher, während eine rotgestreifte, enge Hose und ein dicker, kurzer Stock, den er fortwährend hin und her schwenkte, seine Toilette vervollständigte. Jetzt wurden Unterhandlungen zwischen Hauptmann und Zigeuner angeknüpft, er mit seinem Stock, der andere mit grossen Gebärden, mit Händen und Kopf; der Mann wollte uns selbst sprechen, aber ein Gelächter antwortete ihm, und so liessen wir denn unsern einheimischen Führer die Sache für uns in Ordnung bringen.

Es war wohl ein sonderbarer Zug abends in dieser wilden, hier und da durch eine schlecht leuchtende, flackernde Laterne erhellten Gegend; die Lichter der Häuschen glänzten wie kleine Sternchen über die hoch und niedrig gelegenen Steinklumpen. Unterstützt von unserem Führer und auf unsere Stöcke gestützt, kletterten wir die lästigen Steine hinauf zu der Wohnung des Hauptmanns; aber der Eingang derselben gab uns keine grosse Vorstellung von dem, was uns geboten werden sollte — und so war es auch. Eine kleine Treppe führte in ein ärmliches Zimmer, in dem nur einige Stühle

und längs der Mauer ein langer, verschlissener Divan standen. El capitano liess sich nicht sehen; nur einige ältere Mädchen mit hungrigen und diebischen Gesichtern, ärmlich gekleidet, aber mit Blumen im Haar, sassen auf der Erde und auf dem Divan. Mit einem Sprung standen alle auf, uns zu begrüssen. Nun wurde Bartok in die Mitte des roten Steinflurs gesetzt, und mit Castagnetten in der einen und einem klingenden Tamburin in der andern Hand gab er den Takt des Tanzes an, welcher durch die Tänzerinnen mit grossen Schritten und allerlei Körperbewegungen nach dem Takte der Musik ausgeführt wurde. Schnell wurde etwas zu trinken hereingebracht, und nach beendigtem Tanz wurden wir durch die Gesellschaft, die sich etwas zu dicht an unsere Seite setzte, überredet, noch allerlei Speisen und Getränke kommen zu lassen. Grosse Freude für das Corps de Ballet, als wir zustimmten. Der Wein und das Essen thaten bald ihre Wirkung, das Tamburin liess sich wieder hören. Nun wurde ein Springtanz ausgeführt mit Schreien und Rufen, sie stampften dabei wiederholt auf den Boden, sangen wütend durcheinander und fielen dann wieder müde und erhitzt neben uns nieder. Dann und wann streckte eine die Hand aus, um mit einem wehmütigen Gesicht um ein Almosen für sich zu bitten, einige versuchten vorsichtig ihre Hände in unsere Westen- und Hosentaschen gleiten zu lassen, endlich lief die ganze Bande um uns herum und rief laut um Geld und Geschenke.

Ich freute mich, dass auch meine Reisegefährten es nun wohl etwas ängstlich fanden; wir standen auf, um zu gehen, aber wir wurden durch all die Arme und Hände zurückgehalten. Wir konnten ihnen nicht entkommen und liessen uns das wenige, was wir bei uns hatten, rauben, und als sie uns gehen liessen und wir Bartok in harten Worten unsere Unzufriedenheit zu erkennen gaben, sagte er achselzuckend: »Sono pobres, señores, sono pobres!«

SPAZIERGÄNGE.

Am andern Morgen entschlüpfte ich früh meinen Reisegefährten, um allein auf dem sonnigen Bergweg umherzuirren.

Unten lag die Stadt in nebligem Dunst, aber hier glänzte alles von Nebel und Sonnenlicht; ich ging wieder den breiten Weg hinauf nach der Alhambra, und als ich ein Stück gegangen war bis da, wo man eine weite Aussicht auf die Schneegipfel oben und den Landweg unten hat, bemerkte ich eine grosse, steinerne Bank zwischen zwei riesenhaften Cypressen. Ich setzte mich behaglich nieder; es war ein träumerisches Plätzchen. Dann und wann schloss ich die Augen, um das Säuseln in den Zweigen über mir, das Rauschen des Flusses, den ich nicht sah, und das Gesumm und Zirpen um mich herum besser zu hören; dann sah ich wieder nach den klaren Linien des Gebirges, der Stadt und ihrer Umgebung, die sich scharf von der Luft abhoben, und dann wieder nach unten, wo der Darro hier und da zwischen den Felsen zum Vorschein kam. Ein einziges Mal kamen Wagen und Fussgänger vorbei, sowohl von unten aus den Hotels, als auch von oben aus der Alhambra, aber da ich mit dem Rücken nach der Strasse sass, gingen sie unbemerkt vorüber.

Ich sah deshalb befremdet auf, als ein junges Mädchen, eine Dame, die ich bereits im Hotel gesehen hatte, mit einer Brille, einem grossen Sonnenschirm, Malkasten und Mappe bewaffnet, auf meiner Bank Platz nahm. Nachdem sie Sonnenschirm und weiteres Gepäck niedergelegt hatte, wurde meine Rolle als Eremit aufgehoben durch die Ankunft dieser englischen Miss; sie war anscheinend ermüdet von einem langen Spaziergang und genierte sich nicht, neben mir Platz zu nehmen.

»Nun,« dachte ich, »eine junge Kollegin,« und fasste Mut, sie anzusprechen, und zu meinem Vergnügen war sie durchaus nicht zu prüde, um mir zu antworten. Ich begann ein Gespräch über das Müdewerden, wenn man hier herauf und herunter geht, und dann noch arbeiten will. »Yes,« sagte sie sofort, »meine Verwandten machen eine Tour per Wagen in die Umgegend; ich nahm mir vor, allein etwas zu romantisieren; sie holen mich hier ab.«

Sie sah sehr niedlich aus in ihrem grauen Kostüm und mit ihren freihängenden blonden Locken, auf denen ein hübsches Hütchen befestigt war; selbst das Pincenez, das ihre Augen bedeckte, stand ihr nicht schlecht. Nachdem sie einige Augenblicke vor sich hingestarrt hatte, wandte sie sich mir zu. »Sir,« sagte sie, »sind Sie nicht einer der Dutch painters, die in dem Hotel logieren, wo auch wir wohnen?«

Ich nickte bejahend.

»Ach!« sagte sie, »Sie könnten mir einen grossen Gefallen thun.«

Ich sah erstaunt auf, aber sie suchte aus ihrer Mappe einige Blätter und sagte bescheiden lachend: »Finden Sie es indiskret, dass ich Ihnen einige meiner Zeichnungen zeige? Ich würde so gerne das Urteil eines Künstlers über meine Arbeit hören.« »Gewiss!« sagte ich, »wenn Sie es so gerne möchten. Ich muss Ihnen gestehen, es ist mir schon öfter passiert.«

Nun besah ich die mir vorgelegten Zeichnungen; es waren wunderliche Skizzen. Ich sah bald die eine, bald die andere an und wusste wirklich nicht, was ich darüber sagen sollte. »Darf ich Ihnen erklären,« sagte sie nach meinem langen Zögern — der Titel von dieser ist, wie hier geschrieben steht: »Gedanken beim Beschauen der Natur«. »Ach so!« sagte ich und ich begriff, dass ich hier eine kleine »fin de siècle« vor mir hatte. »Diese langen, grauen Linien«, erklärte sie, »bedeuten die Unendlichkeit des Raumes, weit und undeutlich, und dann diese gewundenen Streifen in rot, die sich darum schlingen, das sind die Gedanken, die auf und ab und in allerlei Wendungen in diesem Auge zusammenkommen. Ueber dieser Zeichnung steht: »Hoffnung auf die Zukunft«. Sie sehen diese grossen, aufwärtsgehenden grünen Linien; das ist das vorwärtsstrebende, hoffnungsvolle Suchen, und diese weite, feine Linie, auf der diese Strahlenlinien enden, das ist die ferne lichte Zukunft.« »Very nice,« sagte ich, »ich danke Ihnen freundlich für das Gesehene«, aber sie nahm sie etwas trostlos zurück und sagte seufzend: »Ich befürchte, dass Sie sie nicht deutlich ausgedrückt finden; after all glaube ich, dass alte Maler diese Manier nicht lieben.« »Sie irren sich,« rief ich aus, »ich liebe alles, worin ich etwas eigenartig schönes finde, aber — es ist oft für mich nicht zu finden.« Sie schwätzte weiter und sagte: »Wir haben einen Klub, wo nur über Kunst gesprochen werden darf. Wir trachten da eine andere Kunst zu schaffen als die gewöhnlichen Malereien. You know, immer alles nach der Natur, das ist vieux jeu; wir wollen nur die Natur gebrauchen, um Symbole für unsere Gedanken zu finden, und dann — das Malen nach der Natur ist so schwer, viel zu schwer für uns Mädchen.« Sie zog ein niedliches Flacon hervor und roch daran. »Ich bin etwas nervös,« sagte sie, »von einem Buche, das ich augenblicklich lese, Sorrows of the night, es ist so herrlich rührend.« Sie

wischte eine Thräne weg und roch hastig an dem Flacon. »Thut nichts,« sagte ich, »es freut mich, dass Ihr Teint unter all den Gefühlen nicht gelitten hat.« Da sah sie wie erleichtert wieder fröhlich auf: »Finden Sie,« sagte sie, »ich fürchtete wirklich schon, dass ich ein altes Aussehen bekäme; Sie sind als Fremder unparteiisch, und ein Kompliment erfreut mich; sie sagen mir jetzt schon, dass dieser Hut für mich zu kokett sei.« »Nicht im geringsten,« rief ich, »er kleidet Sie ausgezeichnet, und ohne diesen Hut würde Ihr Ganzes unvollkommen sein.« »O,« sagte sie, nicht wenig erfreut, »Sie müssten einmal sehen, auf unseren Tanzvergnügen habe ich ein Kostüm an, das würde Ihnen gefallen.«

Nun begann unser Gespräch recht hübsch zu werden. Sie wollte mir auslegen, was es war und noch mehr, aber ach! ein Wagen kam von der Höhe herab, hielt an dem Platz, wo wir sassen, und es war aus mit unserm Beisammensein; sie sah sich um, reichte mir freundlich die Hand, stieg in den Wagen, und — fort war die hübsche Erscheinung.

Da sass ich wieder allein; doch, entzückt von der Schönheit meines Ruheplätzchens, verweilte ich noch einige Augenblicke; die Musik der summenden Bienen, zirpenden Grillen und das leise Murmeln der tausend Blätter über meinem Kopfe bereiteten mir eine Art Trunkenheit, die mich fast in Schlaf wiegte. Ich rüttelte mich wach und ging hastig nach dem Hotel zurück; mein sonniger Pfad war wie getigert mit breiten Schattenflecken, die sich hin und her bewegten, sich dann und wann vereinigten und wieder auseinandergingen; aber wenn meine Blicke von dem hohen Wege nach rechts oder links abschweiften, gewahrte ich in der Ferne die hohen, mit zartem Schnee bedeckten Gipfel, wodurch sich die durch die Sonne beschienenen Strähnchen wie silberne Drähte wanden; tiefer wurde es dann rosa und braun, bis zu den grossen, grau-grünen Abhängen hin, die mit dunkelgrünen Baum-

gruppen wechselten und auf denen überall grosse und kleine Villen standen, deren weisse Mauern und Türmchen sich hell in den wogenden Gründen mit ihren dunklen Schattenflecken abhoben. Als ich mich dem Hotel näherte, kam mir das niedliche englische Jüngferchen wieder vor den Geist; ich dachte, nach dem Lunch mich wieder mit ihr zu unterhalten, doch es sollte nicht sein. Vor der Thür des Hotels stand ein grosser Omnibus; Kisten und Koffer wurden aufgeladen, eine ganze Familie stand da herum, bereit einzusteigen, meine Elevin war auch dabei. Sie winkte mir freundlich zu und unterhielt sich mit ihrer Gesellschaft von mir, die würdevoll grüsste und sich verbeugte. Ich grüsste sehr höflich zurück und ging traurig in das Hotel mit dem Gedanken, dass dies wieder eine Bekanntschaft sei, von der ich nie mehr etwas hören würde.

BERGTOUR.

Meine Freunde waren bei Tisch ganz entzückt von ihrer Tour ins Gebirge. Mein Sohn wollte nun gleich mit mir diesen Ausflug wieder machen; aber unser Dichter fühlte sich sehr ermüdet und befürchtete, sich noch mehr anzustrengen, sodass er diesmal lieber, wie so oft, zu Bett ging. Da lag er dann, aus einer langen Pfeife rauchend, die vor ihm auf dem Tische lag, ein Blättchen Papier und einen Bleistift in der Hand, um einige seiner Ideen und Gedanken niederzuschreiben, dann und wann ein wenig zu schlafen, und so kam denn von Zeit zu Zeit ein Satz oder eine Sentenz zustande, die dann aber auch wohl überlegt und fein stilisiert war.

Nachdem wir uns einige Zeit erholt hatten, stand meine Equipage vor der Thür, bestehend aus einem schönen, grauen Langohr mit einem Damensattel, der sehr bequem aussah. Ein Murilloknabe hielt ihn am Kopfe; vor ihm mein Sohn mit einer grossen Leine in der Hand als éclaireur. Der junge Eseltreiber hatte allerlei Wege im Kopf, die er gut kannte; einige, die drei Tage dauerten, über den ganzen Berg, andere wieder, die Nacht und Tag dauerten; aber unser Spazierritt wurde auf vier Stunden festgesetzt.

Das Reiten auf einem Esel hatte mir stets ausgezeichnet gefallen; ich bedauerte nur, die Sprache nicht zu kennen, in der unser Treiber zu seinem Esel sprach, um ihm etwas verständlich zu machen; was »hut tui« bedeuten sollte, »pirr hé!« oder »hot hot!« war mir unbekannt.

Fort ging es; wir verliessen den grossen Weg und kamen nach einem sanft abfallenden, tieferen Teile des Thales, um dann wieder schnell einen etwas steileren Weg, der lang und ansteigend war, zurückzulegen; dies war ein armseliger Teil der Tour, ohne Abwechselung; hier und da standen einige verfallene Häuser, darunter ein durch die Sonne versengtes Hospital. Aber bald wurde es besser, es kamen Stellen reich an Pflanzen und zierlichen Bäumen, und als wir höher und höher kamen, war der Boden voll von roten und gelben Blumen. Aber dann war der Boden wieder mit spärlichem Moos und Steinen bedeckt, und endlich war der Aussichtspunkt auf die grosse Kette der Sierra, die sich in den wogenden Gründen mit grossen, tiefen Schatten abzeichnete und durch die Silbergipfel hoch oben begrenzt wurde, erreicht. Hier kamen wir schliesslich auf ein Plateau, von welchem man die ganze Gebirgskette und die glänzende Reihe der Schneeberge, die in ihren runden oder zackigen, spitzen Formen vor uns standen, übersehen konnte. In diesem weiten Raume donnerte es dann und wann um uns, denn die Luft war voller Wolken; Nebel stiegen auf und glitten über die Bergspitzen, sie einhüllend oder in seltsame Stücke spaltend. Am schönsten war es, wenn grosse Wolkenschatten über den Grund liefen, plötzlich verschwanden und wieder zurückkamen; oft waren sie umringt von finstern Schattenflecken, und im nächsten Augenblick sahen wir sie vorbeijagen, und die schon an und für sich bewegte Landschaft war ein wunderliches Tournier von Lichteffekten, die von Schattenriesen verfolgt wurden. Dann donnerte es wieder in der Luft, oder die Schneemassen rollten mit selt-

samen Geräuschen durch das Gebirge; der Wind wehte kräftig um uns, und es war bei allem Sonnenschein kalt und rauh.

»Sehen Sie dort das Kreuz bei dem kahlen Aste,« flüsterte unser Eseljunge, »da ist ein grosses Loch; hier ist einmal ein Heiliger ermordet und in die Grube geworfen worden, abends spät würde ich hier nicht gerne sein, sie sagen, dass es hier spukt.«

»Sieh,« sagte ich, »das ist doch sonderbar, aus jener dunklen Ecke kommen schon die Spukgeister an.« Der Junge verbarg ängstlich seinen Kopf in meinen Sattel.

Eine grosse, helle Wolke hatte sich in Flocken von den andern getrennt und kam gerade auf uns zu. Es war eine wahre Spukgestalt, die sich mit Armen und Beinen bewegte und von einigen weissen Nebeln gefolgt war, die über uns hinstrichen. »Richte Dich nur wieder auf, Pedro,« rief ich, »sie sind schon vorbei!« »O!« sagte er, »wenn ich allein gewesen wäre, würde ich vor Angst gestorben sein.«

Die meisten Bergbewohner werden durch Gespenster und Zauberinnen belästigt, und in der That, wie wir hier so standen in dieser unabsehbaren Wüste mit dem immer geschäftigen Wind, der auf diesen Höhen oft zu einem rasenden Sturme anwächst, konnten wir wohl begreifen, dass die Bewohner dieser Gegenden daran glauben, dass hier bei Nacht und Unzeit Dinge geschehen, denen niemand entgeht, wenn er dabei zugegen ist.

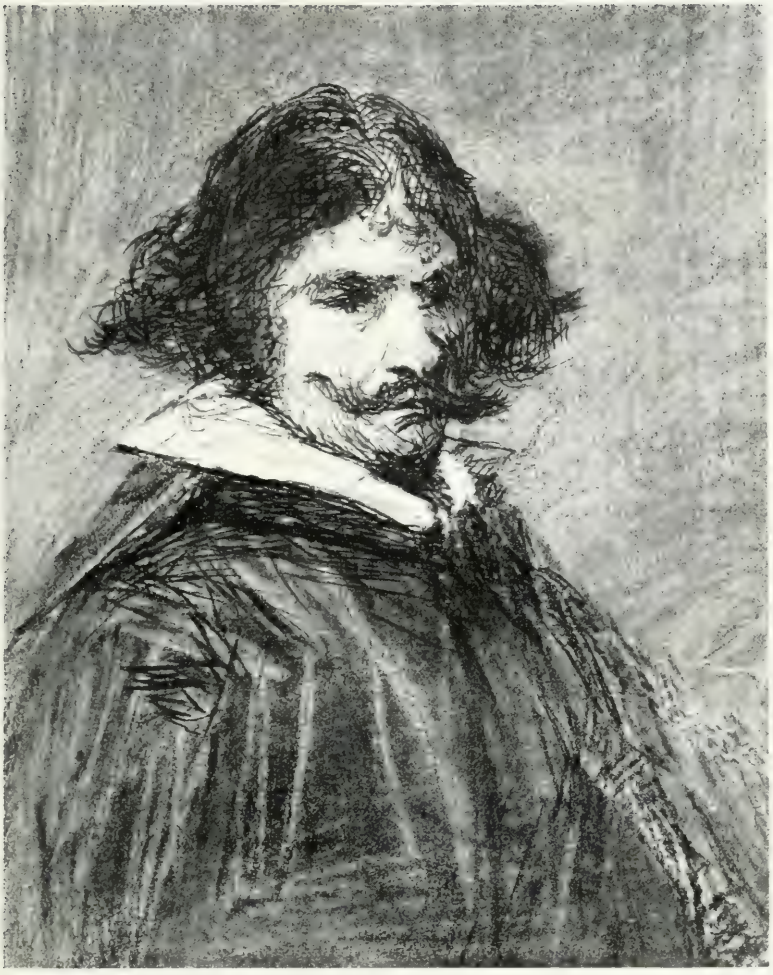
Wir hatten uns dem Weg genähert, der aufwärts nach den Gletschern führte; aber hier kehrten wir um und überliessen andern den Genuss dieser Naturwunder in der Nähe. Wir gingen wieder abwärts, und den grossen Bergrücken, wo keine Fussspur zu entdecken war, verlassend, kamen wir auf einen Bergweg, der zu beiden Seiten kleine bewachsene Abhänge hatte und uns nach einem Ort führte, wo Granada mit der

Alhambra vor uns ausgebreitet lag. Die Sonne war fast untergegangen, und als wir längs dem Fluss nach unten stiegen, waren die Luft und das Wasser golden, die umliegenden Felsen dunkel smaragd und all die Bäume und Villen und endlich auch unser Hotel in zartes Rosa gehüllt. Als der letzte König von Granada seine Stadt und die Alhambra verlassen musste, verfolgt von den vordringenden Siegern, seufzte er tief und liess einige Thränen fallen. Auf dieser Thränenstelle ist jetzt ein Gedenkstein angebracht, welcher bis heute den Namen »Der letzte Seufzer des Mauren« hat. Für uns wird wohl kein Gedenkstein errichtet werden, obwohl auch wir dem Orte, wo wir soviel ungekannte Schönheit gesehen hatten und wo wir wie in einer idealen Welt umhergeirrt waren, ein trauriges Lebewohl zuriefen. Nun mussten wir wieder vierundzwanzig Stunden in dem elenden ferro-carril sitzen, um in einer Tour von Granada nach Madrid zurückzukehren. Ein Schlafwagen oder ein besonderes Abteil wurde gesucht, um die Reise erträglich zu machen.

Der Portier des Hotels und die Gepäckträger suchten um die Wette, aber zuletzt riefen wir den Stationsvorsteher; nach langem Suchen wurde dieser Grossmeister herbeigeholt. Mit echt spanischer Gleichgiltigkeit kam er angeschlendert, die Hände in den Taschen seiner weiten Hose, eine Cigarette hing unter seinem verwilderten Schnurrbart hervor, die rote Mütze, das einzige, was ihn als Stationsvorsteher erkennen liess, lag schief hintenüber auf seinem grauen Krauskopf, als ob es ihn belästigte, das Zeichen seiner Dienstpflicht auf dem Kopfe tragen zu müssen. Er beruhigte uns, und als ob bei ihm immer alles in Ordnung wäre, ging er wieder und liess uns nach einigen Augenblicken zu sich rufen; er hatte für uns einen Postwaggon ausräumen lassen, da waren gerade drei Plätze, ein Spiegel, der an der Wand hing, und ein Tischchen, das man rauf und runter klappen konnte. Nun waren wir

fertig. An- und ausziehen konnten wir uns ungestört. Wir konnten rauchen und die Luft durch Fenster und Thüren erneuern, ohne durch andere gehindert zu werden; der Boden war unser Lager, das Tischchen unser Speisesaal, der Spiegel jedoch zeigte uns, wie sehr unsere Toilette der Pflege bedurfte.

Wein, Geflügel, harte Eier und Brot wurden für die Reise zusammengeholt, Trinkgläser gekauft und grosse Zeitungen zu Servietten und Tischtüchern erhoben. Aber später zeigte es sich, dass das Tranchieren und Verspeisen von Hühnern ohne Teller, Messer oder Gabel eine Kunstfertigkeit erforderte, von der wir keine Ahnung hatten; aber wir nahmen die früher gesehenen Marokkaner zum Vorbild und zogen nach der Reihe soviel herunter, als die Sehnen und Knochen zuliessen, und so verspeisten wir alle Dreie auf der Erde sitzend die Hühner. Mit den weiten Reisejacken auf unsern nur wenig bedeckten Körpern sahen wir fast aus wie Muselmannen. Ich glaube mich zu erinnern, dass wir auf dieser Reise mehr assen und tranken, als nötig war; wenigstens erreichten wir die Hauptstadt recht fröhlich und begriffen nicht, was der Kondukteur wollte, als er sagte, dass wir aussteigen müssten.



WIEDER IN MADRID.

Die grosse Stadt mit ihrem eigenartigen, ausgelassenen Leben nahm uns wieder unter ihre zahlreichen Gäste auf, und als ob wir schon gewohnt wären, die Puerta del Sol zu bewohnen, stiegen wir in einen Omnibus und fühlten uns in Madrid zu Hause, als ob wir jahrelang hier gelebt hätten.

Ein trauriger Vorfall hatte sich während unserer Abwesenheit ereignet. Der grösste der Stierkämpfer, der geliebte

Espartero, war durch einen unvorhergesehenen Stoss eines riesigen Stieres auf dem Plaza de Toros im Angesichte der Zehntausende, die ihn bewunderten und ihm zujubelten, getötet worden. In allen Läden sahen wir sein Bild ausgestellt, in einfacher Bürgerkleidung oder als Espada, ja sogar als Leiche, mit Lorbeer und Blumen umringt. Anschlagzettel mit Trauerrand kündigten die Titel der Broschüren und Gedichte auf Espartero und sein tragisches Ende an. Alle Zeitungen enthielten Gedichte und Bilder von dem Unglücksfall, Lebensbeschreibungen und Merkwürdigkeiten des toten Helden.

An einer Ecke der Strasse San Geronimo, wo es nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr von Spaziergängern wimmelt, war eine Volksmenge um eine blinde Sängerin versammelt. Es war ein altes Mädchen mit brauner Haut und vielen Falten; ein langes, graues Tuch bedeckte ihren mageren Körper, aber in ihrem grauen Haar steckten gelbe Blumen. Natürlich sang sie ein Lied auf Espartero, beklagte das Geschick des grossen Mannes und hielt gleichzeitig dem umstehenden Publikum ein Körbchen hin, worin Streichhölzer, gedruckte Lieder und Bonbons zum Kauf angeboten wurden. Die Begleitung auf der Guitarre wurde von einem schwarzäugigen Kinde ausgeführt. Aber das Interessanteste war das Publikum, das sehr aufmerksam zuhörte und aus dem Korb das Liedchen kaufte, das das topic of the day war; es war nur ein gedrucktes Blättchen mit einem wunderlich dicken Holzschnitt verziert, auf dem man erfinden musste, dass da ein Mann unter einem Stier lag. Ein Verkaufspreis war nicht bestimmt, jeder warf etwas in einen Blechnapf, der sich in dem Korb befand. Eine junge Dame war sehr gerührt; sie war eine Verwandte des berühmten Mannes und erzählte den Umstehenden allerhand, wovon ich nichts verstand. Sie zog eine Photographie aus der Tasche und zeigte sie. Der ganze Kreis der Umstehenden kam hinzu, um sie zu bewundern.

Auch eine arme Frau, die ein Kindchen auf dem Arm hatte, liess dasselbe sich vornüber beugen, um dem Bilde des geliebten Stierkämpfers einen Kuss zu geben, worauf sie sich triumphierend umwandte, um den Applaus des andrängenden Publikums in Empfang zu nehmen.

Abends besuchten wir ein Volkstheater. Es war eine schwierige Sache, durch die steilen, schlecht gepflasterten Strassen, dunkel wie die Nacht und voll scherzender und geschäftiger Gruppen, den Weg nach der Schauburg zu finden. Hier aber war es voller, als irgendwo. Bauern, Ausrufer, Besucher und müssige Zuschauer, es drängte sich alles durcheinander, denn was hier das unangenehme Drängen der Menschenmasse verursacht, ist die Gewohnheit, dass man nur für ein Stück bezahlt. Nun werden aber meist drei bis vier Stücke gegeben, sodass diejenigen, welche herausgehen und das soeben gegebene Stück gesehen haben, mit denen zusammenstossen, welche das nächste Stück sehen wollen und sich einen Weg durch diese hindurchbahnen müssen. So ging es auch uns, und unter Stossen und Drängen kamen wir nach der Kasse. Es versteht sich, dass das Entrée für jedes Stück gering ist, aber es ist gewiss wenig für die guten Schauspieler, die wir auftreten sahen. Das Theater selbst ist ein unangenehmer Raum ohne jede Verzierung und Bequemlichkeit. Die Spanier scheinen es im allgemeinen nicht zu vermissen. Der Vorhang war ohne Malereien. Endlich wurde er aufgezogen.

Es war ein geistvolles Stück, was wir sahen. Ein alter, heftiger General ist in eine junge, kokette Näherin vernarrt, und obwohl er das Recht hat, sie als seine Geliebte anzusehen, meint er doch alle Ursache zu haben, zu glauben, dass sie ihn zum Narren hält. Unter Thränen und Lachen beschwört sie ihn fortwährend, sie nicht der Untreue zu beschuldigen. Und nun war das Spiel der Nicolette so geistreich

und hübsch; sie schmeichelte und tätschelte den brummigen Alten fortwährend so unübertrefflich, dass das Publikum wieder und wieder in Gelächter und Jubel ausbrach. Endlich trifft der General wirklich den Mann, den er verdächtigte, und will ihn sich vornehmen; aber zu seinem grossen Schrecken giebt man ihm zu verstehen, dass er hier die schlechte Rolle spielt und dem rechtmässigen Gatten seiner Geliebten gegenübersteht. Grosse Aufregung des Trio, bis auch der Mann von seiner liebenswürdigen Frau dazu überredet wird, zu glauben, dass der General ein alter Freund ihres Vaters sei, der ihm das Leben gerettet hat und der deshalb natürlich nicht unterlassen konnte, Nicolette von Zeit zu Zeit zu besuchen. Das Ganze wurde schnell, deutlich und fröhlich und mit viel natürlichem ungekünstelten Talent heruntergespielt.

Wir besuchten auch noch die grosse königliche Bibliothek, und da wir einen Brief von jemandem hatten, der in der Wissenschaft einen guten Namen hat, wurden wir bei dem Direktor oder Bibliothekar vorgelassen. Wohl dauerte es etwas lange, bis alle Ceremonien vorüber und viele grosse und kleine Räume, mit tausenden Büchern gefüllt, durchwandert waren. Endlich kamen wir an ein grosses, hohes Zimmer. An einem hohen Fenster, welches nach einem sonnigen Garten hinausging, sass ein Geistlicher in langem, schwarzem Talar. Sein kahler Schädel glänzte; eine rechte Gestalt für den dunklen Ribera. Mit vornehmen Gebärden bot er uns Platz an und fragte, welche Handschriften oder Bücher wir sehen wollten. Aber darum war es uns nicht zu thun; es wäre sehr viel Zeit nötig, eine Wahl unter so vielen Büchern zu treffen und sich dann hinzusetzen und zu lesen. Dazu waren wir viel zu reiselustig. Wir fragten nur nach der Bildersammlung, wurden dann über viele Treppen und durch lange Gänge nach den dazu eingerichteten Räumen gebracht. Der Konservator fragte uns, was wir sehen wollten, und da holte ich den Auf-

trag meines Freundes van Witsen aus meiner Brieftasche, doch vor allem in Madrid das Legat zu besichtigen, das ein gewisser Conquerra dem spanischen Staate vermacht hatte. Als ich dies Verlangen aussprach, streckte der Schatzhüter die Arme aus und rief: »Das sind achtzehnhundert Mappen voll! Die kann ich Ihnen unmöglich alle zeigen; wir sind noch immer damit beschäftigt, diese Masse zu ordnen. Aber«, sagte er, uns freundlich ruhig einen Stuhl anbietend, »wählen Sie; was möchten Sie davon sehen?«

Wir wollten dann das eine und andere, etwas von den Holzschnitten Dürers und etwas von den Stichen Goyas. Das war zur Hand, es waren gute Proben der allerbesten Drucke. Aber nun begriff ich, warum so viele hunderte Mappen davon waren. In jeder Mappe, die wir sahen, waren vielleicht zehn oder fünfzehn Exemplare, mit viel Löschpapier belegt, und ich dachte, dass ich die achtzehnhundert doch wohl sicher auf hundert hätte bringen können. Aber das ist Spanien; alles muss grossartig, breit und weitläufig behandelt werden; alles muss viel Platz einnehmen — es ist auch Platz für alles vorhanden.

So hat auch das königliche Palais einen grossen Umfang und ist umringt von Parks, Gärten und Mauern, die es einen ganz selbständigen Teil in dieser grossen Stadt einnehmen lassen. Vormittags gegen zwölf Uhr wird die königliche Wachtparade abgehalten; dann ist der Hof voll Militär und Neugieriger. Von allen Türmen und aus allen Fenstern wehen grosse und kleine Flaggen von jeder Farbe und Form, und ein glänzender Stab von Offizieren zu Pferde ist vor dem Palais aufgestellt und empfängt Befehle von Adjutanten, die ein- und ausgehen. Es ist ein Treiben, als ob wer weiss was geschehen ist. Plötzlich schlägt die grosse Uhr des Palais zwölf; vierzig Reiter mit langen silbernen Trompeten blasen ein Zeichen, und das Militärmusikkorps lässt sich hören. Es kam mir vor, als ob mit viel Feuer und Takt gespielt wurde,

und die lauschende Menge klatschte wiederholt in die Hände und jubelte dem kleinen König zu, der sich an einem der Fenster zeigte.

Es war ein echt königliches Schauspiel auf diesem Schlossplatze, und wenn dann die mit ich weiss nicht wie viel Pferden bespannten Equipagen vorfahren, begleitet vorn, zur Seite und hinten von glänzenden Lakaien in altmodischen Prunkgewändern, die Kutscher und Pferde mit Blumen und Bändern, Gold und Brokat verziert, dann sollte man glauben, dass die grosse Zeit des spanischen Königshauses noch lange nicht vorbei wäre.

NACH VALENCIA.

Endlich wurde auch Madrid lebewohl gesagt, — unser Plan war, nach Valencia zu reisen, dann Barcelona zu besuchen und so Frankreich zu erreichen. Und so waren wir also auf dem Wege nach Norden. Dieses Nördliche ist aber relativ gemeint, denn wenn je etwas südlich-warm, voll Farbe, Wachstum und Leben war, dann war es wohl der Weg, den wir nun von Madrid nach Valencia zurückzulegen uns anschickten.

Wenn man Madrid verlassen hat, das mit seinen grossen Gebäuden, Türmen und vielen Vororten auch aus der Entfernung den Eindruck einer gross angelegten Stadt macht, kommt

man über den kleinen Fluss Manzanares. Wohl klein, aber durch seine gewundenen Ufer, an denen grosse Bäume wachsen, und durch die Menge Pflanzen mit wunderlichen Blüten, die auf der Wasserfläche liegen, sieht dieses Flüsschen wohlgefällig aus; hunderte von Vögeln flogen hin und und her, und ich stellte mir vor, dass hier abends ein herrlicher Spazierweg sein müsste; aber, wie es uns so oft ging, der Zug führte uns unbarmherzig weiter und gab nur stets etwas neues, um uns zu trösten. Steingruben erschienen, in denen man eine Menge Menschen Kalkerde in Karren und Wagen wegfahren sah. Dann eilt man über den Tajo und kommt an Kornfeldern, von Obstbäumen umringt, vorbei nach Aranjuez. Wegen der wenigen Worte Schillers kann man nicht umhin, diesem Orte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Zug hielt einen Augenblick. Es war ein hochgelegenes Städtchen, das mit seinen weissen Mauern und Türmen in der Luft zu hängen schien, so fein und tief war die Farbe des umringenden Gebirges, das durch die Bäume hin das Städtchen hier und da sehen liess. Auf einem Seitenwege sahen wir Schulkinder gehen, erst die kleinern, dann die grösseren, welche von zwei Lehrerinnen begleitet wurden; sicher Nonnen eines in der Nähe gelegenen Klosters, vornehme, lange, schwarze Gestalten mit weissen Hauben; grosse Kreuze hingen an langen Kordeln, die bis zu den Knieen reichten. Wir hörten singen, aber die Lokomotive übertönte alles, und wir fuhren weiter.

Salzgewässer jetzt, die allem ein ganz anderes Aussehen geben; die Ränder des Wassers weiss von dem Salz. Weiter grosse Flächen, wo Rinderherden grasen, und dann eine unabsehbare Fläche mit Windmühlen — in der That Windmühlen — aber hier sind sie vielmehr gemacht, um damit zu fechten, als bei uns, ja! man denkt immer an Don Quichote, wenn man Spanien bereist, und Sancho Pansa und der Ritter selbst erscheinen oft vor uns unter der Volksmenge.

Es wird stockfinster; wir sind in einem Tunnel, es ist ein langer, kalter Tunnel, und der Zug, der so wie so schon nicht schnell vorwärts kommt, fährt hier noch langsamer, aber! — wenn man herauskommt! Oliven wachsen hier zu Hunderten am Wege und umringen die Reisfelder, in denen überall Bäche glitzern. Endlich kommt man in die Nähe Valencias. Die Gegend ist nun wirklich des Namens wert, den die Spanier ihr geben: Huerta de l'España, der Garten Spaniens. Aloes, die durch graue Felsen ihre spitzen Blätter stecken und die umringt sind von Rosen, die hier überall wild wachsen; Palmen strecken ihre fremdartigen Kronen darüber hinaus, und Orangen- und Citronenbäume, grün und gold, könnte man vom Wege aus erreichen. So kommt man nach Valencia.

DER CID.

Als ich die Stadt Valencia betrat, schaute ich überall aus nach Büsten und Standbildern des Cid, denn diese Stadt heisst Valencia del Cid. Hier ist der Ort seiner grossen Heldenthaten, die so viele Legenden und Gedichte erzählen; aber weder in einer dieser enggewundenen Strassen, noch auf dem Marktplatze konnte ich etwas davon entdecken. Die Stadt erschien mir sehr alt, lebhaft und abwechselungsvoll, aber mit dem Cid musste ich warten, bis ich in meinem Hotelzimmer war. Da hing in der That über dem Waschtisch zwischen zwei kleinen Spiegeln eine alte Gravure, und ich las darunter »Ruy Diaz de Vivar« und darunter mit grossen Buchstaben »El Cid Campeador«.

So hatte mich denn ein guter Genius trösten wollen, und meine Sorge für den Ruhm des Cid wurde einigermassen beruhigt, aber dieses einfältige Bildchen im Vergleich zu den grossen Heldengedichten, Herders Cid, Heines Gedicht und Corneilles Trauerspiel, es war etwas wenig. Dieser Herr-Fechter, was Cid Campeador heissen soll, hatte diese schöne Provinz Valencia den Mauren genommen. Er war der Abgott seiner Untergebenen und Soldaten und der Schreck der Mauren. Jahrelang hatten diese in der Umgegend umhergeschwärmt, und nie war es ihnen gelungen, die Stadt wieder zu erobern. Die Legende erzählt, dass, als der Cid auf dem Sterbebette lag, die Mauren plötzlich ihre Scharen gegen die Stadt ziehen liessen, denn der Cid, ihr grosser Gegner, war nicht mehr. Alles floh, und die übriggebliebenen Offiziere und Soldaten sahen sich bald eingeschlossen und wussten nicht zu entkommen; da kam einer von ihnen auf den Gedanken, den toten Cid in seiner Rüstung auf sein bekanntes Pferd Babieca zu setzen, und die Angst vor der wohlbekannten Rüstung auf dem kolossalen Streitrosse wirkte so auf die Einbildung der Mauren, dass sie zurückgetrieben wurden und die eingeschlossenen Truppen einen Ausweg fanden und entkamen.

Die Stadt Valencia ist bunt und hell, selbst so hell, dass die engen, krummen Strassen mit allerlei Lappen und Schutzvorrichtungen gegen die Sonne von der einen Häuserreihe nach der andern überdeckt sind. Diese grossen Schattenlappen geben den Strassen etwas sehr merkwürdiges. Unser Hotel hatte ausserdem ein grosses, schräges Segeldach, unter dem sich ein Kaffeehaus befand. War man einmal unten, dann wurde durch das Kaffeehaus fast alles besorgt, was man nötig hatte. Ich suchte mir dann meistens einen bequemen Stuhl aus, der auch nicht zu den alltäglichen Sachen eines spanischen Cafés gehört, und ich liess diesen auf die Terrasse stellen, sodass ich ungehindert das Leben und

die Menschen auf der Strasse betrachten konnte — und das war hier der Mühe wert. Bettler, Mönche und Grosse der Kirche habe ich nie in so grosser Zahl und solcher Mannigfaltigkeit angetroffen. Vielleicht war wohl ein Seminar in der Nachbarschaft, denn in Gruppen sah ich junge Leute in schwarzen, langen Kleidern, barhaupt und mit Skapulieren an meinem Kaffeehause vorübergehen; dann und wann tauchte ein Geistlicher auf. Einer derselben berührte mich besonders. Mit grossen, würdevollen Schritten bewegte sich seine umfangreiche Gestalt vorwärts, auf seiner grossen Nase thronte eine Brille zwischen den fleischigen, dicken, grauen Augenbrauen, breiter Mund und Hängebacken, die sich in einem Doppelkinn und breiten Genickfalten fortsetzten. Was für ein verlockendes Modell würde solch ein Herr zum Malen sein.

Das ist die Qual des Malerberufs; man ist durch etwas gepackt, und vorüber ist es, ehe man es ordentlich studieren kann, und hundert Hindernisse entstehen, wenn man den einen oder anderen Zug aus dem Leben festhalten will. Dieser ruhige, grosse, ehrwürdige Onkel würde mich gewiss mit einem Blick der Verachtung vernichtet haben, wenn ich es gewagt hätte, ihm mit meiner Bitte zu kommen. Ich war jedoch schon froh, ihn gesehen zu haben, und sah ihm lange nach als einer herrlichen Beute, die mir entschlüpft war; ich sah schon wieder einen und noch mehr, aber keinen so grossartigen als diesen ersten. Nun kamen die Bettler, und die waren es gerade, die ich entfernen wollte, und die wollten nicht gehen; einem Fräulein mit einem Kärtchen, worauf unter einem Krönchen ihre hohe Herkunft vermeldet stand gab ich etwas; dann wurde mir ein grässliches Stück Arm von einem Manne auf Krücken angeboten, und ich gab wieder etwas; aber nun sah ich wahrlich in einer langen Reihe eine kleine Bande auf mich zukommen; ich erinnerte mich, dass mir ein Spanier einmal gesagt hatte, dass die Bettler die

Fremden in Obstbäume und in Bäume, die nichts als Blätter tragen, verteilen. An den Obstbäumen wird so lange geschüttelt, bis nichts mehr herunterzuholen ist; die andern jedoch lässt man stehen; sobald man einem von ihnen giebt, ist unser guter Ruf begründet, und man kann darauf rechnen, dass sie einen nicht loslassen, und so musste ich es denn aufgeben, in Valencia mit einem Stuhle auf der Strasse zu sitzen.

Eine fröhliche Stadt ist Valencia. Das unkultivierte Spanische verschwindet hier mehr als anderswo in dem öffentlichen Leben. Der Markt vor allem ist der Mittelpunkt des geschäftigen Lebens. Was war hier nicht alles zu verkaufen! Am meisten zog uns der Teil an, wo Reihen überdeckter Karren standen, die einen herrlichen Duft von Tausenden von Früchten verbreiteten, die haufenweise beieinander lagen. Und welche grellen, grünen, gelben und roten Farben! Oft blieben wir neugierig stehen, um zu sehen, was für seltene Früchte da lagen, die wir garnicht oder nicht in solcher Form kannten. Citronen, so gross wie Strausseneier, Bananen, lang, gelb und ganz reif, glühender spanischer Pfeffer in grossen Mengen, weisse Mandeln in ihrer natürlichen Schale, Oliven, Feigen, Garbanzos und Granatäpfel, die aufgeschnittenen Schachteln mit Confituren glichen. Dann und wann liessen wir uns etwas geben, um es unterwegs in dem Gewühl zu verzehren, zum grossen Erstaunen und Gelächter der vielen Damen und Dienstmädchen, die hier ihre Einkäufe machten. Ob sie durch eine der tausenden Fliegen, die hier umherschwirrten, gestochen waren, oder durch junge Leute am Arm gefasst und festgehalten wurden, immer zeigten diese Mädchen sicherlich grosse Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit. Sie waren meist kokett gekleidet, in dem Bewusstsein, dass sie noch mehr das Verlockende des Marktes waren, als die zum Kauf angebotenen Gegenstände. Auf studierte Art trugen sie ihre Mantillas

auf dem Arm oder liessen sie, erst um den Kopf geschlungen, auf die Schulter fallen; die Fülle und Glut des Haares, immer in der Mitte mit einer Rose geschmückt, und die geblümten Ueberkleider liessen die falschen Ringe und Armbänder vergessen, aber der hauptsächlichste Reiz war ihre elegante Bewegung, der Chic ihres Hin- und Herdrehens, ihres Gehens und Stehens. Und die alten Frauen, die hinter den Körben sassen, und die Kaufleute mit Wage und Gewichten scherzten, während sie ihre Aufträge ausführten.

Unter all diesem geschäftigen Feilschen und Handeln sah ich wieder ein Beispiel des Mitleids und der herzlichen Freigebigkeit, die dem Spanier eigen ist. Auf dem Markte ging langsam Schritt für Schritt an den Verkaufsständen entlang ein junger, intelligent aussehender Mann, gestützt und am Arme festgehalten durch eine junge Frau. Sie hatten jeder einen grossen Korb bei sich, der an einem Riemen auf dem Rücken hing.

»Wer sind die?« fragten wir die beleibte Verkäuferin, die uns gerade bediente.

»O! Das Paar, welches Sie dort sehen? O Señores, die grösste Plage, die die Heiligen uns schicken, ist doch die Blindheit. Pedro Rotiño ist nur ein halbes Jahr mit Señorita Lafrado verheiratet, und an einem Unglücksmorgen hat er eine Vision gehabt und ist seit der Zeit vollständig erblindet.«

»Komm her, Alina,« rief sie, griff in ihre Waren und warf dann zwei Hände voll in einen der Körbe des unglücklichen Ehepaares, und so ging es überall; jeder gab von seinen Waren und that es in einen der Körbe, die sich rasch füllten. Taschen und Hände, alles wurde vollgestopft; — und dann die mitleidigen Gesichter und der freundliche Zuspruch; das ist hier ein gefühlvolles sensibles Volk.

Es ging wohl nicht anders, wir mussten auch in Valencia die Hauptkirche besehen. Es war an dem Tage ein ausser-

ordentliches Miserere, und gegen Mittag, als es zu heiss war, um spazieren zu gehen, gingen wir nach der uns bezeichneten Kirche. Wie herrlich kühl! Wir kamen etwas zu früh; es war noch niemand da, aber wie überall, war auch diese Kirche voll merkwürdiger Verzierungen, schöner Gemälde, Prunkgräber und Bildwerke. Der grosse Fehler war auch hier, dass es viel zu finster war, um etwas zu sehen; dabei hängen die Gemälde viel zu hoch und im Dunkeln, oft umgeben von brennenden Wachskerzen, hinter Gardinen, die nur auf Verlangen weggezogen werden. Wir hatten Mühe, unsern Aerger zu überwinden, setzten uns aber geduldig, ich glaube auf einen der reichverzierten Plätze in der Nähe des Altares; wir sahen später, als wir weggejagt wurden, dass dies die Plätze der Offizianten waren. Da kam ein kleiner Chorknabe in rot und weiss kniebeugend herein; er schien den Raum für den Gottesdienst in Ordnung bringen zu müssen, schob Bänke weg, fegte hier und da über den Boden und legte Gebetbücher zurecht; dann ging er an einen grossen geschnitzten Lutrin oder Pult, worin unten die grossen, schwer mit Kupfer beschlagenen Kirchenbücher standen; davon musste er eins auf das Lesepult legen, aber wie er auch zog und rückte, es ging nicht; ich gab dann meinem Sohne einen Wink, dem Knaben zu helfen, und er hob mit ihm das schwere Buch aus dem Verwahrungsorte und legte es auf das Pult; dann half er ihm auf seine Bitte ein grosses kupfernes Weihrauchsfass versetzen, stieg für ihn auf eine Leiter, um die Gardine von dem Gemälde vor dem Altar wegzuziehen, weil er nicht reichen konnte, und steckte auch die hohen Wachskerzen an. Der Junge lachte und sagte in seiner Zufriedenheit, dass er sonst, wenn die Reihe an ihm war, den alten Portier rufen musste, der dann immer brummte und ihn wegjagte. So half denn ein Sohn des alten Volkes, die katholische Kirche in Ordnung zu bringen, und während ich die beiden jungen

Leute beschäftigt sah, dachte ich bei mir, wie unsinnig es ist, dass sich die Menschen so feindlich gegenüberstehen im Dienste eines Wesens, welches wir Menschen doch nicht begreifen.

Die Kirche füllte sich, und wir wurden durch den Kirchendiener mit den silbernen Ketten auf der Brust und dem Tambourmajorstocke in der Hand von unseren hohen Sitzen weggejagt. Wir nahmen ein Ende weiter unter der Menge Platz, als die Musik begann. Schwere Männerstimmen sprachen mehr als sie sangen, sie wurden durch andere Bässe beantwortet, als ob sie ein hohes und wichtiges Gespräch hielten; die alles überdonnernde Orgel legte ihnen Schweigen auf, aber kaum war die Orgel still, so begannen wieder von vorne dieselben Klagetöne, dieselben Verzweiflungsrufe, dasselbe Orgelknarren; es begann unangenehm warm und drückend zu werden; sie schwiegen endlich, und nun war es, als ob eine Gardine von dem Allerheiligsten weggezogen wurde, denn gerade gegenüber der Orgel, auf dem Chor, begannen Harfen und Violinen eine Einleitung, und ein lieblicher Kinderchor sang langsam und sanft ein schönes, tröstliches Lied. Es klang wie ein silberhelles Wasser, das durch den Wind bewegt still längs blumenreichen Ufern rauscht. Wir atmeten freier und wollten nun recht geniessen, wir hörten immer nicht genug und noch nicht genug. Aber ach! da kam ein Mann, den ich am liebsten von der Kanzel, die er betreten hatte, wieder heruntergezogen hätte, sagte einige lateinische Sprüche und sieh da! die Bässe begannen wieder von vorne ihre brummende Unterhaltung, die Orgel gellte und hallte, dass die Kirche dröhnte. Wer weiss, wie lange es noch dauerte, aber wir verliessen still das hohe Gebäude und gingen in der Alameda spazieren, wo es grün und frisch und herrlich war.

NACH BARCELONA.

In der That, dieser Zug nach Barcelona fährt etwas schneller, weniger kleine Stationen kommen vor; wir kommen denn auch nach einer Industrie- und Grosshandelsstadt. Der Weg ging hier wieder durch herrliche Olivenwälder und längs Kastanienhöhen, wie wir sie bei Valencia bewundert hatten, und bei Fortosa endlich stiegen wir einen Augenblick aus, um den klassischen Fluss Spaniens, den Ebro, zu begrüssen. Ich erinnerte mich hier, dass wir als Knaben in der hässlichen und kalten Zeichenschule oft das bekannte Lied sangen:

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;

und hier konnte ich begreifen, dass der Dichter sich einen spanischen Jungen vorstellte, der im Norden nach dieser warmen und farbenreichen Gegend Heimweh hatte.

Als wir wieder in unser Coupé zurückkamen, fanden wir da als Mitreisenden einen hohen Offizier in grosser Uniform; es war ein bereits betagter Militär, aber mit einem hübschen

Kopf, braunrot von der frischen Luft, mit Ausnahme seiner Stirn, die sich merkwürdig weiss dagegen abhob, und seines Haares, welches grau war. Er hatte wegen der Wärme seinen Helm abgenommen und neben sich gelegt, während sein Säbel quer über seine Beine lag. Wir waren eifrig mit dem Schönen, das wir gesehen hatten, beschäftigt, holten Cigaretten hervor, und wie es hier Gewohnheit ist, wurde auch unserm Mars etwas angeboten. »Gracia, Señor!« und er nahm sich eine heraus: »Das ist gut,« sagte er, »ich habe gerade meine Tasche zu Hause vergessen, mercie!« Wir drangen in ihn, sich etwas von unserm Vorrat mitzunehmen, und da die Spanier die Cigaretten fast als Gemeingut betrachten, nahm er einige, wickelte sie in Papier, und so waren wir schnell Reisefreunde geworden.

»Ich höre, dass Sie nordisch sprechen,« sagte er, »ist es nicht so? Ich kann etwas französisch und deutsch, aber was Sie zusammen sprechen, davon verstehe ich nichts.«

Wir sagten, dass wir holländisch sprachen.

»Oh!« rief er, »Holanda! das kenne ich sehr gut; das heisst,« lachte er, »von meinen Karten; ich kenne Ihre Linie Utrecht-Amsterdam, und wie ist es mit dem Zuidersee? ist er zugeschüttet?«

Wir sahen befremdet auf, als wir diesen bärtigen Spanier in dem Lande der Oliven und Citronen über Amsterdam und den Zuidersee sprechen hörten.

»Es darf Sie nicht Wunder nehmen, dass ich darüber spreche. Wir müssen die Welt um uns etwas kennen, und Ihr kleines Land mit seiner grossen Nachbarschaft und seinen seltsamen Verteidigungsmitteln ist für uns immer eine besondere Studie.« Da sprachen wir unsere Genugthuung darüber aus, dass auch Holland in dem europäischen Militärleben nicht vergessen werde, und kamen zufällig darauf, wie es komme, dass Gibraltar noch immer unter englischer Herrschaft stände. Das

wirkte wie ein Schlag auf unsern Reisegenossen. »Sprechen Sie mir nie,« sagte er »über Gibraltar, denn das ist mehr, als wir ertragen können. Wir denken glücklicherweise nicht daran, sonst würde weder Frieden noch Ruhe mehr in unserm Lande sein, und — ehe es spanisch wäre, würde unser Land durch den schändlichsten Krieg, der je stattgefunden hat, vernichtet sein. Wissen Sie wohl, dass es vor Jahren zweimal geschehen ist, dass wir hart dagegen gekämpft haben; aber Krieg und Geld ist eins, und ich muss sagen, wir haben das unsrige nötiger, um unsere Kolonien zu halten. Ach!« sagte er, »Sie haben Belgien auch noch nicht zurück, das Ihnen durch die Franzosen genommen wurde. So hat jedes Land etwas; aber es thut mir doch leid, dass wir über Gibraltar gesprochen haben. Hier muss ich aussteigen, Sie sehen, die Garnison ist unter Waffen. Adieu!« Er reichte uns die Hand und verschwand.

BARCELONA.

Wir waren rasch an unserem Bestimmungsort, aber als wir durch Barcelona gefahren waren und endlich vor unserm grossen und geräumigen Hotel hielten, das auf der Rambla lag, schien es uns, als ob dort just in diesem Augenblicke ein grosser Volksauflauf mit Streit und Schimpfen war, aber unser vornehmer, breiter Wirt nahm grüssend sein schwarzes Käppchen ab und sagte: »Este nada, Señores, es la Rambla;« auf der Rambla ist es immer so, man wird umgestossen in dem Gedränge und Gewühl, und man muss sich mit der Kraft seiner Ellenbogen seinen Weg bahnen.

Für den, der das spanische Leben sehen will, ist Barcelona auf den ersten Blick nicht der rechte Ort. Es wird täglich

modernisiert und verändert und, wie man es nennt, verschönert. Die Rambla ist der Mittelpunkt des Lebens, es ist eine Strasse, die gleich einem Flusse in der oberen Stadt klein und schmal anfängt und sich langsam zu einem Boulevard mit Bäumen verbreitert und endlich mit einem Platze am Hafen endigt. Die Bäume, die den Boulevard zieren sollen, sind die berühmten Platanen, und ich kann nicht unterlassen, zu bemerken, dass, so wie ich ihn jetzt sah, dies der unglücklichste Baum ist, den ich kenne. Ich fand das Wort Platanen immer so schön und habe mir etwas grosses darunter vorgestellt, und nun sah ich überall knorrige Stämme in der Farbe weissen Menschenfleisches und beinahe nirgends ein Blatt an den scheinbar abgescheuerten Zweigen. Glücklicherweise ist der Platz dadurch nicht verdorben, und wenn man an den Hafen kommt, ist es dort herrlich; grosse Schiffe fahren hier ab und an, man sieht sofort, dass es eine grosse, Handel treibende Stadt ist, und dass man hier das Spanien aus früheren Tagen erkennen kann. Ein grosses Standbild von Columbus steht mitten auf dem Hafenplatze, und ein Ende weiter ist eine Allee, die Columbusallee genannt wird, in der man, zwischen Palmen und Orangenbäumen spazierend, eine herrliche Aussicht auf die blaue See geniesst. Man könnte sich wirklich an einen Ort Südamerikas versetzt denken, der durch die Spanier erobert ist; so bunt und kräftig ist hier die Natur, und die vorübergehenden Menschen in ihrer farbenreichen Kleidung und ihren tropischen Charakteren können uns darin noch verstärken.

Es war am andern Tage, ein Sonntagmorgen, die fröhlichen Strassen Barcelonas füllten sich mit einer Menge, die ihre Sonntagsfreude suchte. Ich ging aber, um das grosse Gewühl der Rambla zu vermeiden, nach der Strasse Fernando, und wie das in Spanien fast jedem geschieht, unwillkürlich und ohne es zu wissen stand ich in einer grossen, dunklen

Kirche. Die Kirche war leer, ich war bereits durch sie hindurchgegangen und kehrte zurück, um den Ausgang zu suchen, als ich drei grosse, schwarz gekleidete Frauen auf mich zukommen sah; aber sie bemerkten mich nicht und knieten dicht vor mir nieder. Ich sah, dass da ein Bild der heiligen Jungfrau an einem der Pfeiler aufgestellt war. Ich wich zurück; um aber meine Damen noch sehen zu können, stellte ich mich ein Ende weiter hinter einen andern Pfeiler. Ich dachte: so stand Petrarka, um Laura zu beobachten in der Kirche, in der er sie zum ersten Male sah. Es schienen drei Schwestern zu sein, aber die, welche in der Mitte kniete, war gewiss die älteste; gross, mit ungewöhnlich grossen Augenhöhlen, fein gekrümmter Nase und breitem Kinn, die durch die schwarze Kleidung und das schwarze Haar jene blasse Feinheit hatten, die vielen der spanischen Frauen so etwas interessant Leidendes giebt; die beiden anderen, wie sie knieten, einen halben Kopf kleiner als die älteste, schlangen ihre Arme um den Hals der ältesten, die ein Gebetbuch hervorholte und daraus vorlas, wonach die anderen mit gesenktem Haupte hörten und mitbeteten. So gesehen aus der Entfernung, in der ich stand, war es eine vollkommene Gruppe von drei Figuren, die einen Bildhauer durch die vollkommene Harmonie der Linien und durch den grossartigen Ausdruck der Betrübnis und Trauer inspiriert haben würden.

Auf den Zehen schlich ich aus dem Gebäude, um niemanden zu stören, und die Wärme der freien Luft berührte mich angenehm. Noch ganz erfüllt von den drei dunklen Gestalten, die ich gesehen hatte, ging ich träumend weiter, aber als ich eine Strecke der warmen, sonnigen Strasse durchwandert hatte, erblickte ich, von neuem betroffen, eine junge, schöne Frau, die mit echt spanischer Grandezza auf der andern Seite der Strasse ging. Sie war in hellgelbe Seide gekleidet, auf der eine schwarze Spitzenmantilla einen herrlichen Farben-

klang hervorbrachte, die Kopf und Frisur vor der Sonne schützte und einen grossen, breiten Schatten über ihre Stirn warf, welcher fast bis zu ihren dunklen Augenbrauen reichte. Was dieses Bild jedoch vollendete, war, dass sie in ihrer grossen, blossen rechten Hand voll Ringen einen langen, schwankenden Stengel trug, woran zwei schöne Rosen prangten. Sie trug ihn mit einer Gefälligkeit, die eine wohlerzogene Frau zeigt, wenn sie etwas schönes zur Schau trägt.

Es dauerte nicht lange, so wurde sie durch zwei Mädchen aufgehalten, natürlich Freundinnen; sie trugen beide gestickte weisse Mantillas über violettseidenen Kleidern und hielten ihre Fächer dicht vor die Augen, um sie vor der Sonne zu schützen. Da wurde umarmt, gelacht, auf die Schulter geklopft, die Blume wurde bewundert, und — man ging weiter.

Es begann warm zu werden, und meine gelbe Dame ging auf die andere Seite in den Schatten; etwas weiter gab es wieder eine Begegnung; es waren zwei sonnige Kinderchen, die sich an der Hand hielten, sicher Kinder einer Schwester oder Verwandten, denn sie wurden schrecklich geküsst, dann bei der Hand genommen, und schnell ging die reizende Gruppe in ein Konfitürengeschäft hinein, das in der Nähe war.

Solch ein Konfitürengeschäft in Spanien enthält sehr viel; man möchte sagen eine Weltausstellung von Zucker; ausser den Torten und Pasteten, die überall auf Gestellen ihren süssen Duft verbreiten, stehen hier Sachen, die essen zu können man nie geträumt hätte: Körbchen mit Steinkohlen, eine Dose mit feinem Tabak, Knäuel Bindfaden und Papier und Federn; ich sah reizende Couverts aus weissem Zucker, worin sich Briefchen aus gelbem Blätterteig mit Zuckerbuchstaben befanden. In dieses schöne Geschäft trat ich ein, aber ich wurde sofort von einer ausserordentlich diensteifrigen Matrone aufgehalten, die mich nach meinem Begehren fragte. Da stand ich — Sie zeigte mir allerhand. Besonders die

Chokoladenabteilung konnte sie sehr empfehlen; ich lief von der einen süssen Ecke nach der andern und musste mich endlich darauf beschränken, ein paar ziemlich grosse Puppen aus Zucker zu kaufen, um, wie ich sagte, mein Zimmer damit zu schmücken.

Meine Kunstwerke wurden gut eingepackt, mit einem hübschen Bändchen zum Tragen versehen, und als alles, Bezahlen, Dank und Grüsse, abgemacht war, sah ich mich nach meiner gelben Schönheit und den Kindern um; aber sie waren fort und meinen Blicken entschwunden, und ich konnte trostlos mit meinem Zuckergebäck in der Hand durch die Strassen von Barcelona weiterziehen. Glücklicherweise war das Café de los Señores, wo meine Reisegesellschaft mich erwartete, nicht weit, und als am Eingange die Limpia-bota-Jungen auf mich zu kamen, um meine Schuhe zu reinigen, warf ich ihnen mein Päckchen zu, über das sie herfielen, es aufrissen und um dessen Besitz sie sich dann stritten.

Barcelona ist die eigentliche Stadt in Spanien, die das Königreich mit dem übrigen Europa verbindet; hier ist nicht das Träge, Gleichgiltige, das die übrigen spanischen Städte, sogar Madrid, kennzeichnet; hier herrscht Leben und Bewegung. Matrosen, Fabrikarbeiter, Fuhrleute und Packetträger drängen sich auf den Strassen. Besonders auf dem grossen Platze, wo das Standbild des Columbus steht, ist ein lebhafter Verkehr, der an eine europäische Handelsstadt erinnert.

Auf diesem Platze, am Fusse des riesenhaften Columbusbildes sass hinter einer Matte, die sie vor der Sonne schützen musste, eine kleine Frau, die Abbildungen des Denkmals und Bilder von Columbus mit passenden Unterschriften verkaufte. Ich fragte die Alte, ob sie viele von diesen Bildchen verkaufe. Sie sagte, dass sie noch viel mehr zu verkaufen hätte; denn sie begriff, dass ich erstaunt war, dass sie davon

allein ihren Unterhalt bestritt. »Sehen Sie einmal hier,« und sie holte unter einem schwarzen Tuche ein Packet hervor, — »hier haben Sie alles zusammen, die Bilder von jedem aus unserer grossen Stadt.« In der That, es war eine bunte Versammlung von Bildern und Photographien untereinander. Der Erzbischof von Barcelona mit allen Grosswürdenträgern seines Stabes; die Generäle und Kommandanten der Garnison; der Alcalde und der Gemeinderat; Professoren der Akademie und Künstler; eine Menge Schauspieler und Schauspielerinnen; die Toreadors mit ihrer Truppe und endlich die Sänger und Sängerinnen aller Kaffeehäuser und Theater. Einige Bilder stellten Gebäude und Festsäle vor, Aufzüge und Versammlungen; ein Chaos, das nicht ungefällig die grosse Stadt mit

ihrem Leben und Treiben kennzeichnete. »Aber dies, Señor«, sagte sie, »diese Dame müssen Sie kaufen.« Sie zeigte mir zwei Bilder, das eine war eine hübsche Bäuerin aus Catalonien und das andere eine Dame auf den Brettern, vom Publikum umringt. »Das sind zwei,« sagte ich, aber mit den Augen zwinkernd, antwortete sie: »Es ist doch nur eine, Sie müssen sie sehen; sie spielt hier.« Sie zeigte nach der Ecke einer der in der Nähe liegenden Strassen, »aber,« fuhr sie fort, »sie spielt nicht lange hier, nur zwei Monate im Frühjahr, und die übrige Zeit ist sie die gehorsame Tochter ihres Vaters und verrichtet ihre Bauernarbeit wie jede andere, aber die Bühne ist ihr Leben, und sie spielt wie keine. Sie sind alle vernarrt in sie und ich auch.« Dann nahm sie die Karten, küsste sie und reichte sie mir in einem rosa Couvert; der Preis war ein halber Peseta.

Natürlich war meine Neugierde erregt. Ich erzählte meinen Reisegefährten das Gehörte, und da sie meistens bei Tage spielte, weil die Abende zu warm waren, gingen wir am Nachmittage nach dem Hause, welches die alte Frau uns gezeigt hatte.

Pfui, welch ein Theater! Ein schmutziges, verfallenes Haus, dessen untere Räume zu Läden und Rumpelkammern benutzt werden. Wir gingen durch einen langen, dunklen Korridor und kamen in einen grossen, viereckigen, von oben erleuchteten Raum; eine Treppe an der Seite führte nach der Galerie. Nun begriffen wir, was es war. Es war ein Volkstheater und Kaffeehaus, wo gespielt, gesungen und allerhand gethan wurde; Matrosen, Fuhrleute mit ihren langen Peitschen und viele Bauern und Bäuerinnen sassen auf langen, niedrigen Bänken, vor denen ebensolche Tische standen; kein Spiegel und keine einzige Verzierung war angebracht. Mit den Ellenbogen auf die Tische gelehnt, sass das Publikum mit kleinen Gläschen Manzanilla oder Limonade, auch wohl mit Würfeln in einem Holzkästchen und schwatzte und spielte während der

Vorstellung; eine rosa Dame sang ein drolliges Lied, das durch einige aus dem Publikum dann und wann mitgesungen und mit Fussstampfen im Takte begleitet wurde. Der Vorhang fiel und, ein Papier wurde aufgehängt, worauf stand: »La Guerita.« Das war der Name der Frau, derentwegen wir gekommen waren. Händeklatschen begrüsste die Anzeige, und der Vorhang ging sofort auf. Ich hatte ein Textbuch für die Vorstellung gekauft und kann es jetzt noch erzählen. Eine dunkle, hübsche Frau aus dem Volke trat auf, sie flog so zu sagen nach vorn bis an den Rand der Bühne und rief: »Ist er nicht hier?« und zum Publikum: »Habt Ihr ihn nicht gesehen?« Sie suchte mit ihren grossen Augen überall im Saale, und mit rührender Stimme sprach sie: »Er muss hier sein, er hatte es mir versprochen, dass ich ihn in dieser Stunde hier finden würde. Den ganzen Tag musste ich ihn sehen und sprechen, ich suchte ihn auf den Strassen, unter der Volksmenge auf dem Markte, ich kann nicht mehr, meine Brust keucht von Anstrengung und Müdigkeit.« Sie sank auf einen Stuhl, schien ohnmächtig zu werden und sprach still vor sich hin: »Ach! Pedro, wie anders warst Du, als ich Deine alte Mutter pflegte und Du Dich abends auf die Bank vor der Thür neben mich setztest.« Das traurige Gesicht der Schauspielerin veränderte sich; sie zeigte die Lieblichkeit und Verliebtheit einer Enamorada, lachte nach der Seite und that, als ob ihr Geliebter neben ihr sass und sie seine Küsse mit den Händen abwehrte; aber bald darauf stand sie aufrecht und lag knieend vor einem kleinen Marienbildchen, welches an der Kulisse angebracht war. Beide Hände emporgehoben, rief sie mit prächtiger Altstimme: »Oïme Madre de Dios! Steh mir bei in der Stunde der Gefahr, die ich durchmachen muss, aber — aufdass das Kind ein schönes Kind sei, dass ich es ihm zeigen werde als einen Engel, der ihn bezaubert.« Sie stand auf, und als ob sie ein Kind auf

den Armen wiegte, sagte sie: »Sieh, sieh, wie schön es ist! wie freundlich es lacht, nimm es hoch, küss es doch, wir werden es zusammen hegen und lieb haben.« Sie machte dabei eine Mimik, als ob sie dies alles mit einem kleinen Kinde, das um sie war, that. Sie hob es in die Höhe, führte es an der Hand, setzte es nieder und tanzte hin und her. Auf einmal horchte sie andächtig; man hörte eine Mandoline in der Ferne, und mit einem wunderbaren Ausdruck von Glück und Seligkeit auf dem Gesichte rief sie: »Da ist er, da ist er!« und flog Hals über Kopf zur Thür hinaus, wie sie gekommen war, und der Vorhang fiel. Ohrenbetäubendes Rufen und Händeklatschen des Publikums. Sie kam zurück, um den Beifall in Empfang zu nehmen; aber selbst hierin lag eine unbeschreibliche Mimik, sie that, als ob sie jedem der Kerle, die ihr zujubelten, die Hand drücken wollte und als ob sie ihre Rufe und Bravos mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit an die Brust drückte. Die ganze Vorstellung hatte ungefähr eine Viertelstunde gedauert, und es kam mir vor, als ob ich eine ganze Geschichte miterlebt hätte.

In den drei oder vier grossen Schauburgen, die Barcelona besitzt, würden wir wahrscheinlich etwas ganz anderes gesehen haben, aber würde es mehr echte Kunst gewesen sein?

Durch die grossen und kleinen Strassen von Barcelona spazierend, sahen wir, wie viel hier unter freiem Himmel geschieht, das bei uns im Zimmer gethan wird.

In den vornehmen Geschäftsgegenden sitzen Männer auf den Strassen und drucken Karten, photographieren und schneiden Bilder aus, schwarze Silhouetten auf weissem Papier, oft mit sehr guter Aehnlichkeit. Aber in den abgelegeneren Vierteln gar ist das Volk gewohnt, den Teil der Strasse vor seinem Hause als seine Wohnung zu betrachten.

Da hatte eine geschäftige Mutter ihr Töchterchen vor die Thür gesetzt, um sie gehörig zu reinigen; ein Fuhrmann stieg

von seinem Bock, um sein Essen einzunehmen, das auf einem Tischchen vor der Thür seiner Wohnung zurechtgestellt war, und das alles während Nachbarn und Freunde umherstanden und plauderten. —

Vor der Thür einer Wohnung, auf der allerlei Aufschriften von Heilungen und wunderbaren Kuren zu lesen waren, war der Besitzer, ein Wunderdoktor, eifrig beschäftigt, in Gegenwart des Publikums den verwundeten Fuss eines Arbeiters zu verbinden. Es war ein des Jan Steen würdiges Gemälde. Der greise, hochfrisierte Doktor war beschäftigt, den nackten Körperteil mit Schwämmen und Lappen zu behandeln, und ein Junge mit blossen Füssen, der eine Schale mit Wasser hielt, hatte viel Mühe, eine Schar Kinder wegzujagen, die diesen interessanten Vorfall etwas zu genau ansehen wollten. Ein gemütliches Schauspiel voll Farbe und Leben. Wir waren auch besonders durch die grossen Inschriften, die die Wände des Hauses des Doktors so bemerkenswert machten, erstaunt. Da war kein Leiden, er wusste Rat, und jedes Mittel war mit seinem Namen unterzeichnet. An den Fenstern waren prächtige Flaschen ausgestellt mit — was meinen Sie? Es waren Bandwürmer in Spiritus, wovon er hohe und niedrige Personen erlöst hatte. Ihre Namen und Adressen waren dabei vermerkt. Kranke Körperteile waren in andern grossen Flaschen in den anderen Fenstern aufgestellt, während über der Thür eine stark vergrösserte Klystierspritze hin und her baumelte.

Während wir uns so das eine und andere ansahen, hatte der Doktor sein Werk vollbracht, und der Verwundete wurde von zwei Kameraden unter ausgelassenem Jubel einer Schar Strassenjungen und ungezogener Kinder weggetragen.

Als wir endlich die Rambla wieder erreichten, war es wieder etwas anderes, wofür sich jeder zu interessieren schien: der Geburtstag des Bischofs.

Die grosse Kirche in der Nähe des Columbusplatzes war prächtig erleuchtet und sah am Abend wie ein Leuchtturm im Dunkeln aus. Innen war Orgelmusik und Gesang, und an der Thür stand der Schweizer, mit seinem grossen Stab in der Hand, mit einigen andern Kirchendienern in prächtigen Kleidern. An der Thür wartete eine stille Menge; langsam nahte die Musik dem Ausgange, ein prächtiger Wagen fuhr vor. Da kam der Bischof selbst, voran einige Knaben mit brennenden Kerzen in der Hand. Der Bischof, eine stattliche, magere Figur, segnete das Volk an der Thür und nahm in seinem Wagen Platz. Aus den umliegenden Häusern wurden Blumen gestreut, Kinder boten Bouquets an, und begleitet von einigen Fackeln und einer fröhlichen Musik, gingen wir hinter dem Zuge her bis zu unserer Herberge, die nicht weit entfernt war.

RÜCKKEHR AUS SPANIEN.

Die Tage unserer Reise durch Spanien waren gezählt, am andern Tage sollten wir über die Grenze ziehen und durch Frankreich bis Perpignan reisen. Nun nicht wieder in einem Zuge über Paris nach Hause, sondern langsam mit kleinen Tagereisen fingen wir unsere Rückreise an.

Es war am Nachmittage unserer Abreise sonnig und herrlich, und als wir einige Stunden vor der Grenze bei Gerona hielten, stiegen wir noch einmal aus, um die schöne Umgegend und das eigenartige, hoch und tief gelegene Städtchen zu besichtigen. Wir hatten Lust, unsere Koffer und Schachteln weiterreisen zu lassen und selbst in Gerona zu übernachten; aber

das Zeichen der Abreise wurde gegeben, unentschlossen stiegen wir wieder in unsern Waggon, fort ging es, und wir waren über die Grenze.

Wir hatten jeder das Gefühl, als ob wir etwas Unrechtes gethan hätten, indem wir jetzt schon gingen, das Gefühl, nicht genug gesehen zu haben von dem, was auf unserm Wege Bemerkenswertes war, und das, was wir so glücklich gewesen waren, zu kennen und zu geniessen, schien uns nicht genügend gewürdigt worden zu sein.

War es nicht sonderbar, dass sich gerade jetzt das Wetter änderte; der Himmel bezog sich, graue Wolken umlagerten den Horizont. Der sonnige Abschied von Barcelona veränderte sich in einen trüben, regnerischen von Spanien, als wir über die Grenze gingen, und es war, als ob nur in Spanien Sonne wär und wir dadurch, dass wir es verliessen, in die graue Alltäglichkeit zurückgetrieben wurden.

Sehr spät in der Nacht kamen wir in Perpignan an. Es war so dunkel, dass es schwer war, etwas von dem Orte zu unterscheiden, und als unser Kutscher uns pudelnass und kalt nach dem Hotel brachte, wo man von unserer Ankunft unterrichtet war, konnten wir nirgends Licht sehen, noch irgend ein menschliches Wesen entdecken. Das grosse Thor der Einfahrt stand halb offen, wir gingen hinein, befanden uns aber in einer dunklen Höhle, in der wir keinen Durchgang finden konnten. Der Kutscher jedoch warf seinen Mantel ab und ging uns voran, bis wir in einer Ecke etwas gewahrten, worauf wir zugingen. Es brannte eine Kerze auf einem Haufen Koffer und Kisten, und darüber hin lag ein junger Kerl, mit dem Kopf hintenüber in tiefem Schlaf. Das kleine Licht warf riesenhafte Schatten auf die Wand, die Nase des Schlafenden war gespensterhaft gross darauf abgezeichnet und seine Beine so lang, dass sie an der ganzen Wand entlang liefen. Dieser Rembrandt'sche Effekt dieses kleinen Lichtes in diesem dunklen

Raume mit seinen phantastischen Schatten auf Fussboden und Decke liess uns für einen Augenblick unsere ganze Müdigkeit und Kälte fast vergessen. Der Schlafende hörte nichts, wie wir auch riefen. Wir schlugen mit Schirmen und Stöcken gegen die Kisten, dass es krachte; der Kutscher rief ihn beim Namen und schüttelte ihn heftig an der Schulter. Nichts half. Endlich ging der Kutscher, da er den Stall kannte, nach der Pumpe, nahm einen Blechnapf, füllte ihn mit Wasser und spritzte dann mit der Hand das kalte Nass auf die Nase und Augen des jungen Mannes; das half, die Augen öffneten sich, und mit einer schläfrigen Bewegung der Arme stand er auf. An solche Störungen gewöhnt, sagte er: »Oui, oui, messieurs, Ihre Zimmer sind fertig.« Dann wurden Kerzen angesteckt; wir gingen die knarrende Treppe hinauf und mussten in der kalten Nacht ohne spanische Chokolade unser Lager aufsuchen.

So waren wir denn in Frankreich und hörten kein Wort spanisch mehr sprechen; die Eigenart unserer Reise war weg. Weg waren die unbebauten Felsgründe, die geheimnisvollen, seltsamen Dörfer mit ihren armen, bettelnden Einwohnern. Es war eine gewohnte, angenehme Umgebung und die Menschen genau wie wir selbst.

Wir reisten durch eine freundliche, an Bergen und Wasserfällen reiche Landschaft, und als wir Avignon erreichten, war es natürlich, dass wir das bekannte Liedchen sangen:

Sur le pont d'Avignon l'on y danse et l'on y danse,
Sur le pont d'Avignon l'on y danse tout en rond.

Aber das Singen hört auf, wenn man die berühmte Stadt erreicht hat. Finstere, kleine Gassen, alt und doch nicht schön, hier und da eine einzelne moderne Strasse. Glücklicherweise fanden wir ein gutes Unterkommen in unserm Hotel in der Nähe der grossen Flussbrücke, die wir soeben besungen hatten.

Der Fluss ist die Rhône, der Held dieses romantischen Thales, sie ist es, die uns Avignon bewerten liess. An dem Fusse des grossen Berges, auf dem Avignon gebaut ist, fliesst ihr schnell strömendes Wasser mit grossen Wellen nach der See und giebt der schlafenden Stadt der Päpste Leben und Bewegung.

Wie in Toledo geht der Weg durch die Stadt von dem Flusse nach oben, immer durch krumme Strassen und über kleine Plätze, bis man oben den grossen Marktplatz erreicht.

Ich weiss nicht, an wieviel Kirchen wir vorüberkamen; auch kirchliche Gebäude, Klöster und Seminare thun das ihrige, um der Stadt ein finsteres Aussehen zu verleihen. Endlich kommt man auf einen freien Platz, der der höchste Punkt der Bergstadt ist und von dem aus die Strassen nach unten gehen. Alte Gebäude sind hier, und eine Anpflanzung zeigt das Ende des Bergrückens, und hier erhebt sich in der Mitte der hohe Palast der Päpste.

Es ist ein noch immer charakteristisches, historisches Gebäude, trotz der vielen Erneuerungen, abgebrochenen Türme und eingestürzten Mauern, und wer weiss, was nicht alles mit diesem Gebäude im Laufe der Zeit geschehen ist; es macht auch jetzt noch einen überwältigenden Eindruck. Man zweifelt keinen Augenblick daran, vor einem Monument zu stehen, das durch viele Jahrhunderte bemerkenswerte Bewohner hatte. Es ist eigentlich kein Palast, es ist eine befestigte Burg mit einem grossen, abscheulichen Gefängnis. Wunderliche Zeiten, als die Wohnung des höchsten Adels mit einem Kerker von so grossem Umfange vereinigt war. Was wir Empfindlichkeit nennen, hat man sicher in jenen ausschliesslich gottesdienstlichen Zeitabschnitten nicht gekannt. Ein Papst mit einem Schwert in der Hand war ein Bild, das in jenen Tagen keine Verwunderung erweckte. In der Mitte der graubraunen, verwitterten Mauer des Gefängnisses ist ein

mit schweren, eisernen Stäben versehenes Fenster, und von da aus konnte der gefangene Tribune Cola di Rienzi die Enthauptungen sehen, die auf dem Platze vollzogen wurden. Auf der sicher noch alten Treppe vor dem Haupteingange stand Papst Clemens und sprach seinen Segen aus über die aus Italien und Spanien zugeströmten Pilger oder huldigte der Königin von Frankreich. Aber dem Träumer von jenen malerischen Zeiten wird leider eine Enttäuschung bereitet, denn wenn man den Palast etwas näher beschaut, bemerkt man, dass er jetzt eine — Infanteriekaserne ist. Trotzdem gingen wir die Treppe hinauf und in den grossen Haupteingang hinein, aber eine aufziehende Rotte französischer Infanteristen versperrte uns den Weg, und wir stiegen wieder von diesem altertümlichen Gebäude nach unten unter Trommelwirbel und dem Kommandoruf eines französischen Offiziers mit Cepi und roter Hose.

Es giebt aber doch einen Stadtteil, den man die Geschäftsstadt nennen kann; hier ist der Markt, hier ist die Börse, aber auch hier wieder ein grosses Kloster des heiligen Eutropius und weiter ein Kloster des heiligen Sakramentes, ein Piusplatz, eine Kapelle der weissen Büsser, ein dem heiligen Franziskus von Assisi geweihtes Kloster, und zwischen allem hindurch kamen wir auf ein Plätzchen, das Place Jérusalem hiess.

Da sah ich an einem kleinen, niedrigen Gebäude einen hebräischen Spruch stehen; das war die Synagoge. Also auch bis hierher sind sie verschlagen, dachte ich, meine vielgeprüften Stammesgenossen; inmitten so vieler Einrichtungen der »Heiden« lebt hier noch das »auserwählte Volk«. Der Ort schien von vielen Juden bewohnt zu sein. Ich kenne ihr Benehmen und ihre Bewegungen und die nicht zu verkennenden Gesichtszüge. Aber es schien, dass auch einer derselben mich als seinen Bruder erkannte; wenigstens kam

er auf mich zu und fragte, ob ich nicht einer der ihrigen sei und woher ich käme; er sah, dass wir Fremde waren. Vielleicht dachte er, dass wir die Hilfe der Gemeinde nötig hätten, denn unsere Kleidung sah nicht sehr gut aus; mitleidig bot er sich an, mich zum Gemeindevorsteher zu bringen. Ich antwortete, dass er sich nicht geirrt hätte, aber dass ich die Hilfe der Gemeinde noch nicht nötig hätte. Dann sah ich mir den Mann etwas genauer an. Es war unverkennbar ein russischer Jude; ein brauner, grober Bart hing über einen verschlissenen Talar, und sein gebeugtes Haupt mit tiefen Falten war mit einer bunten Mütze bedeckt. »Wie kommen Sie hierher?« fragte ich, »Sie sind doch kein Franzose.« »Der Allmächtige, sein Name sei gepriesen,« sprach er, »hat mich weit von meiner Wohnung vertrieben. Ich war ein begüterter Fabrikant in Wollwaren,« er nannte mir einen Ort in Russland, den ich vergessen habe, »aber ein Brand hat mir alles genommen. Ich stand am folgenden Tage mit meiner Frau und fünf Kindern beinahe unbekleidet auf der Strasse, und obwohl meine Nachbarn mich mit allem unterstützten, die Regierung duldet nicht, dass ein Jude arm ist; ich wurde überall ausgewiesen, bin umhergeirrt und habe bei unsern Brüdern gebettelt, und da ich Gerber von Beruf bin, habe ich hier endlich eine Stelle gefunden. Hier sind viele Fabriken, und die Franzosen sind geübt in dem Fache und freundlich gegen den bedürftigen Menschen.« Ich fragte, ob er sich hier zurechtfinden und nach seinem Geschmack leben könne. »Ach! dass ich solch ein Sünder bin,« klagte er, »nein, wir können hier nicht leben wie wahre Gläubige. Nein, hier ist keine Wohnung für die des Messias Harrenden, nicht ein Leben für sie, die unsere Gesetze genügend beachten. Wo soll ich ungesäuerte Brote für das Osterfest backen lassen, und wo kann ich das Laubhüttenfest feiern? Das schlimmste ist noch, dass meine Kinder sich so von

allem entfremden. Kein Wort hebräisch wird ihnen gelehrt, und ich befürchte, dass sie ihre Abstammung nicht mehr zu würdigen wissen.«

Ich tröstete den alten Mann so gut ich konnte, und traurig klang sein Segenswunsch für meine wohlbehaltene Heimkehr.

Durch eine der kleinen Nebenstrassen, die auf den Place Jérusalem auslaufen, kamen wir nach dem modernen Teil der Stadt, wo das neue Rathaus steht und alle Häuser der neuen rue de la république mit langweilig regelmässigen Dachfirsten sich gegen den Himmel abheben. Aber hier befand sich auch unser Hotel; die Table d'hote und auch die Ruhestunde nach dem Essen harrte meiner.

Es scheint, dass ich an diesem Mittag durch die drückende Wärme und die lange Wanderung mein Mittagsschläfchen länger ausdehnte, als meinen jungen Freunden lieb war; wenigstens als ich erwachte, waren sie verschwunden, und ich konnte nach meinem eigenen Belieben etwas umherwandern. Ich fühlte mich durch die Wärme zu dem Wasser hingezogen, und so ging ich nach der entgegengesetzten Seite wie am Morgen. Bald hatte ich den untern Teil der Stadt erreicht. Die berühmte alte Brücke, von der das Liedchen spricht, war hier; ich sah aber nicht darauf tanzen, sie war einsam und verlassen, auch würde man nicht über die Brücke tanzen können, ohne in den tiefen, brausenden Strom zu stürzen, denn ein grosser Teil der Brücke ist weggeschlagen, und der noch stehen gebliebene bildet eine Ruine mitten im Wasser. Ich suchte und fand eine andere Brücke ein wenig weiter, die mir Zugang zu dem andern Rhone-Ufer gab. Hier war es kühl und frisch, der Wind war langsam aufgekommen und hatte die Atmosphäre gereinigt. Der Platz, auf dem ich mich befand, war hier und da mit wunderlichen, seltsam gekrümmten Platanen bepflanzt, deren Aeste in allerlei Biegungen über den Sand

hingen, der hier das Rhone-Ufer bedeckt. Das Wasser strömte mit grosser Schnelligkeit in breiten Wogen dicht an meinen Füssen vorüber, und grosse Steine lagen an dem Wege, bequem zum Sitzen. Das that ich und liess die Umgebung auf mich wirken.

Die Farbe des Wassers war bläulich-weiss, mit Reflexen des roten Lichtes der untergehenden Sonne; alles aus der Umgebung spiegelte sich in diesem strömenden Spiegel der Rhone wieder, und der Palast der Päpste, der hoch über allem ragte, spiegelte sich in dem Flusse mit all seinen Türmen und Ecken wieder; immer wurde er durch den Strom weggewischt, und immer wieder wurde er sichtbar, und so war es auch mit den Lichtwolken, den Bergen und Geländen, die immer aufs neue kamen und verschwanden. Ich konnte meine Augen von diesem abwechselnden Schauspiel nicht abwenden.

Während ich jedoch noch träumte, sah ich nicht, dass das Abendrot verschwunden war, ich wandte mich um und sah nach dem Lande und den Bergen hinter mir; ich konnte nur mit Mühe den Pfad unterscheiden, den ich gegangen war; Nebel und Finsternis lagen über dem Wasser, wohl hörte ich es noch immer rauschen, aber das andere Ufer sah ich nicht mehr; Stadt und Umgegend waren verschwunden, und der Palast der Päpste, wie alles andere, war vor meinen Augen in Nichts versunken. Ich stand eilig auf, um nach dem Hotel zurückzugehen, und ging den Weg entlang, den ich gekommen zu sein glaubte, um die Brücke zu finden; aber ich ging und ging, es dauerte viel länger als ich dachte, und ich begriff nicht, wo die Brücke geblieben war, die mich über den Strom auf die andere Seite bringen musste. Ich ging aber doch vorwärts und dachte, dass wohl jemand, der den Weg kannte, kommen würde, aber es wurde immer einsamer und grauer um mich. Sollte es nun gar spuken? dachte ich,

denn aus der Ferne kam eine lange, weisse, schwebende Gestalt auf mich zu. Ich blieb stehen, aber nun irrte ich mich nicht. Ich hörte sprechen, ich sah zwei weisse Gestalten, ich sah endlich noch mehr; es waren Nonnen, die paarweise hintereinander den Fusspfad an den Bäumen heraufkamen, wo ich mich befand. Ich trat zur Seite und folgte in einiger Entfernung ihren Schritten, denn es konnte nicht anders sein, dies war auch mein Weg; sie mussten nach der Stadt und in ihr Kloster zurück.

Ebenso langsam als der Gang der grossen, still mit einander sprechenden Schwestern war auch mein Gang, und endlich, wahrhaftig, da war die Brücke, die ich an der andern Seite zu finden geglaubt hatte.

Nun stand ich einen Augenblick still, denn ich wollte die kleine Schar vor mir über die Brücke ziehen lassen. Das geheimnisvolle Gemälde wollte ich in meinem Gedächtnis festhalten, grau und finster die ganze Umgebung, durch die hin sich weisse Gestalten langsam fortbewegen. — Leise klangen ihre Schritte auf der Brücke, und als sie die andere Seite erreicht hatten, stimmten sie einen eintönigen Psalmgesang an, der von jener Seite des Wassers mit dem Rauschen des Stromes bis zu mir drang und eine wunderliche Traurigkeit in mir erweckte; der Gesang wurde immer schwächer und schwächer, die Nonnen zogen in die Stadt hinein, bis alles wieder totenstill um mich her war, und ich begriff, dass ich meine Schritte beschleunigen musste.

Ihr »Amen« klang mir jedoch noch immer so ergreifend in die Ohren, denn es war, als sagten sie »Amen« zu meiner Reise und dass ich nun nach Hause gehen müsste.

Avignon war der letzte Ort, der auf unserm Reiseplan als bemerkenswert angezeichnet war. Unsere Rundreise war beendet, einige Tage noch, und das Vaterland würde wieder vor uns erscheinen. Ich ging über die Brücke, stieg die

Strasse nach meinem letzten fremden Nachtlogis empor und suchte mich mit Gedanken an eigen Haus und Herd in Schlaf zu wiegen.

Und dem Leser, der mir bis hier gefolgt ist, will ich noch erzählen, dass wir wohlbehalten in das Vaterland zurückkehrten; Verwandte und Freunde jubelten uns bei unserer Ankunft zu, aber die Hand, die mir früher am wärmsten dargeboten wurde, um mich zu empfangen, sie war nicht mehr.

ENDE.

INHALT.

SEITE

UM ZU BEGINNEN 3
DIE REISEGESELLSCHAFT 6
UNTERWEGS 8
PARIS 11
IM ZUGE 14
DIE ERSTEN TAGE IN SPANIEN 21
BURGOS 29
MADRID 39
KIRMESS 45
WIEDER DER PRADO 49
STIERKAMPF 53
EL ESCORIAL 58
TOLEDO 63
SONNTAG IN TOLEDO 68
CORDOVA 75
DER DOM ZU CORDOVA 78
SEVILLA 86
KIRCHENFESTE 94
MURILLO 104
AFRIKA 107
TANGER 115
AFRIKANISCHE LANDSCHAFT 121
ABREISE AUS TANGER 125
GIBRALTAR 127
ALGESIRAS 128
DIE FERIA 133

SEITE

RONDA 138
GRANADA 147
DIE ALHAMBRA 149
ZIGEUNER 155
SPAZIERGÄNGE 161
BERGTOUR 166
WIEDER IN MADRID 171
NACH VALENCIA 177
DER CID 180
NACH BARCELONA 187
BARCELONA 190
ABREISE AUS SPANIEN 201

DP
41
I87

Israëls, Jozef
Spanien

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 13 20 02 013 5